Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Beilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2.00 Mark, monatlich 70 Pfennig.

Redaktion u. Geschäftsstelle Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 50 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 207. Mittwoch, den 4. September 1912. 19. Jahrg.

Hierzu eine Beilage und das „Wöchentliche Unterhaltungsblatt“.

Städtische Fleischversorgung.

Der Zuwachs der Bevölkerung und die fortschreitende Industrialisierung der Länder, die das Bedürfnis nach Fleischnahrung erhöhen, haben in den letzten Jahren den Bedarf an Fleisch bedeutend gesteigert. Die heimische Landwirtschaft war aber in Deutschland nicht imstande, die Viehproduktion in dem gleichen Maße zu steigern. Allenthalben trat daher ein bedeutender Viehmangel ein, und da durch unsre unglückliche Agrarpolitik die Grenzen für die Einfuhr von Vieh und Fleisch aus dem Ausland gesperrt sind, so kam es zu einer wahren Fleischnot, die die ungeheuerlichsten Preissteigerungen ermöglichte. Am meisten leiden unter dieser Fleischteuerung natürlich die Städte und die industrielle Bevölkerung: aber während bei uns die Stadtverwaltung dieser Entwicklung untätig zusieht und sie wie ein unabwendbares Verhängnis behandelt, machen andre deutsche Städte doch Versuche, das Übel durch eigne Maßregeln zu lindern. Einen ganz interessanten Versuch hat die württembergische Stadt Ulm gemacht, um den Stadtbewohnern doch wenigstens das Schweinefleisch zu verbilligen. Im Oktober vorigen Jahres interpellierten die Sozialdemokraten im Ulmer Gemeinderat wegen der Fleischteurung und verlangten von der Stadt, daß sie eingreife. Oberbürgermeister v. Wagner, ein Mann mit praktischem Sinn für soziale Fragen, trat darauf mit dem landwirtschaftlichen Verein des bayrischen Bezirksamts Neu-Ulm in Verbindung, der in Weißenhorn bei Neu-Ulm eine Schweinezuchtanstalt auf genossenschaftlicher Grundlage betreibt. Die Genossenschaft erklärte sich auch bereit, zur Mästung von Schweinen überzugehen, falls die Stadt Ulm die Tiere abnehme und für die Aufbringung des Futters den erforderlichen Kredit von 50 bis 60 Mark für das Tier leiste. In der Sitzung der bürgerlichen Kollegien wurde der Vorschlag nicht gerade mit Freude begrüßt. Die stärkste Opposition machte ein Vertreter der Fortschrittlichen Volkspartei, der meinte, die Stadt sei nicht dazu da, eine wichtige Gruppe des Mittelstandes auszuschalten auf einem Gebiet, auf dem die Stadt gar nicht kompetent sei. Man führte also in Ulm dasselbe alberne Argument ins Treffen, das wir auch sonst von unsern Mittelstandspolitikern her kennen. Die Angelegenheit wurde jedoch vom Oberbürgermeister v. Wagner energisch weiter verfolgt und am 23. November 1911 kam es auch mit der Genossenschaft in Neu-Ulm zum Abschluß eines Vertrages, dessen wesentliche Bestimmungen folgendes festsetzen:

„Die Genossenschaft liefert der Stadt Ulm im Jahre 1912 bis zu 1000 Mastschweine im Gewicht von etwa 2,20 Zentner. Diese Lieferung wird in den Jahren 1912, 1913, 1914, 1915 und 1916 bis zu einer entsprechend größern, am Beginn des betreffenden Vertragsjahres zu vereinbarenden Zahl gesteigert. Die Stadt Ulm verpflichtet sich, vom 1. Januar 1912 ab die vierprozentige Verzinsung der Baukosten für die auf städtischem Eigentum errichtete Mästereianlage auf die Dauer des Vertrags zu übernehmen. Der Höchstbetrag der Baukosten wird mit 15 000 Mark in Ansatz gebracht. Das ganze Betriebsrisiko übernimmt jedoch die Genossenschaft. Für jede Maststation, die zur Aufstellung von 200 Schweinen bestimmt ist, räumt die Stadt Ulm der Genossenschaft einen laufenden unverzinslichen Kredit von 12 000 Mark ein, der in vierteljährlichen Raten zu erheben ist und ausschließlich für die Bestreitung der Futterkosten verwendet wird. Die Stadt Ulm verpflichtet sich, die vertragsmäßig bestimmte Zahl von Schweinen abzunehmen, und zwar zum stabilen Preise von 63 Mark für den Zentner Schlachtgewicht auf die Dauer des Vertrags. Der gewährte Kredit wird bei der Bezahlung der Schweine in Abzug gebracht.“

Selbstverständlich war nun von der Stadt noch dafür zu sorgen, daß das Fleisch mit einer geringen Spannung zwischen Einkaufs- und Verkaufspreis unter die Konsumenten gebracht werde. Die sozialdemokratische Fraktion vertrat den Standpunkt, daß die Stadt selber den Verkauf zu übernehmen hätte. Das hatte allerdings seine Schwierigkeiten, weil die Stadt den Fleischern das Schlachthaus ausgeliefert hatte. Beim Oberbürgermeister und bei den bürgerlichen Mitgliedern der Kollegien überwog auch die Rücksicht auf die Fleischer, denen sie den Verschleiß überlassen wollten. Offenbar aus Furcht vor dem drohenden direkten Absatz ließen sich die Fleischer auch herbei, in ihren Läden den Verkauf unter den von der Stadt vorgeschriebenen Bedingungen zu übernehmen. Zu diesem Zwecke wurde zwischen Innung und Stadtverwaltung ein Vertrag abgeschlossen, nach dem die Schweine zu 63 Mark für 100 Kilogramm lebend für die Innung ins Schlachthaus geliefert werden. Die Stadt verzichtet also auf jeden Gewinn und die Verzinsung des von ihr aufgewendeten Kapitals. Der Kaufpreis wird von der Innung an die Stadt bezahlt. Diejenigen Innungsmitglieder, welche solche Schweine übernehmen, müssen an einem bestimmten Wochentag das Schweinefleisch in ihrem Laden billiger verkaufen. Sobald im Monat durchschnittlich 200 Schweine geliefert werden, ist der Verkaufspreis auf 78 Pfennig für ein Pfund festzusetzen. Bis dahin richtet sich der Verkaufspreis an diesen Tagen nach dem Ulmer Marktpreis, und zwar ist der Verkaufspreis um so viel niedriger als der allgemeine Marktpreis festzusetzen, als der von der Stadt berechnete Preis (63 Mark) niedriger ist als der Marktpreis. Der Preisunterschied muß jedoch mindestens sechs Pfennig für das Pfund betragen. Steht der Marktpreis verhältnismäßig hoch, so soll es der Stadtverwaltung gestattet sein, ihren Verkaufspreis etwas zu erhöhen, wodurch die Innung ihrerseits berechtigt ist, ihre im Vertrag festgelegten Verkaufspreise um den gleichen Betrag zu erhöhen. Den Mehrerlös aus dieser Preiserhöhung hat die Innung zu einem Reservefonds anzusammeln, der es ermöglichen soll, den Verkaufspreis auch unter dem Marktpreis festzusetzen, wenn der Marktpreis sinkt. Weiter ist in diesem Vertrag bestimmt, daß an Militärküchen, Offiziersspeiseanstalten, Gasthöfe und ähnliche gewerbliche Betriebe kein billiges Fleisch abgegeben werden darf. Auch darf ein Käufer nicht mehr als ein Kilogramm im Tage einkaufen. Ein gleichlautender Vertrag wurde auch von der bayrischen Schwesterstadt Neu-Ulm mit der Neu-Ulmer Fleischerinnung abgeschlossen.

In der „Schwäbischen Tagwacht“ schreibt nun der Ulmer Genosse Roßmann über diesen Versuch der Ulmer Stadtvertretung und berichtet auch über seinen Erfolg. Auf Grund dieser Verträge wird, wie Roßmann erzählt, jeden Mittwoch bei zwölf Fleischern in Ulm und bei sämtlichen Innungsfleischern in Neu-Ulm das Pfund Fleisch zu 85 Pfennig abgegeben, während der Verkaufspreis in Ulm auf 95 Pfennig, in Neu-Ulm auf 100 Pfennig steht. Der im Vertrag vorgesehene Normalpreis von 78 Pfennig konnte noch nicht erreicht werden, weil die Schweinemastanstalt, die erst zu Beginn des Jahres mit der Mast und im Mai mit der ersten Lieferung an die Stadt begann, die vorgesehene Lieferung von 200 Schweinen monatlich noch bei weitem nicht erfüllen kann. Die gelieferten Tiere sind einwandfrei, das Fleisch von vorzüglicher Qualität. Erst in der letzten Sitzung des Neu-Ulmer Magistrat ist diese Tatsache vom Vorsitzenden der Lebensmittelkommission konstatiert worden. Die Einrichtungen der genossenschaftlichen Schweinezucht- und -mastanstalt sind mustergültig und die Genossenschafter scheinen gut auf ihre Rechnung zu kommen.

Niemand wird bestreiten wollen, so sagt Roßmann in seinem Artikel, daß man es hier mit einem neuartigen volkswirtschaftlich überaus interessanten Versuch der Fleischversorgung eines großen Gebiets (Ulm und Neu-Ulm zählen rund 70 000 Einwohner) zu tun hat. Gewiß unterliegen einzelne Punkte des Versuchs der Beanstandung. Dazu gehört der Vertrag mit den Fleischern überhaupt und besonders die wunde Stelle, wonach die Stadt berechtigt sein soll, bei einem verhältnismäßig hohen Stand des Marktpreises auch ihren Verkaufspreis zu erhöhen. Aber es liegt vollkommen im Belieben der Stadt, ob sie von dieser Bestimmung Gebrauch machen will. Es ist mir überdies auf Anfrage versichert worden, daß eine Erhöhung bei der gegenwärtigen Teuerung wahrscheinlich nicht in Kraft trete. Der Versuch ist außerdem erweiterungsfähig. Trotz seiner Mängel hat man es in ihm mit einer partiellen Ausschaltung des Zwischenhandels zu tun, deren Erfolge unverkennbar sind. Eine Differenz von 10 bis 15 Pfennig beim Pfund ist für wirtschaftlich schwache Kreise nicht ohne Bedeutung. Arme Teufel verlegen eben ihren Fleischtag auf Mittwoch und Donnerstag. Ein weiterer Vorteil dieser Ausschaltung ist, daß die Vorgänge bei der Preisbildung weder von Fleischern noch von Händlern zum Schaden der Konsumenten verdunkelt werden können. Ob es auch eine Wirkung der Versuche ist, daß die Ulmer Fleischer bis zu dieser Stunde die neuerliche Preissteigerung nicht mitgemacht haben, entzieht sich der Beurteilung. Dagegen hat in Neu-Ulm die Preistreiberei eingesetzt. Hier haben die freien Gewerkschaften und die sozialdemokratische Partei den Boykott beschlossen, dessen Durchführung durch die billigen Tage, zu denen die Fleischer vertraglich verpflichtet sind, wesentlich erleichtert wird.

Das wertvollste Ergebnis des Ulmer Versuchs scheint Roßmann aber die Tatsache zu sein, daß es trotz der hilflosen Kanzleiströste und fatalistischen Sprüche der Staats- und Gemeindeverwaltungen doch noch Mittel gibt, die aus dem Kreislauf eines immer schärfer wirkenden Elends herausführen können. Die Mittel liegen auf dem Wege zu unsrer grundsätzlichen Auffassung. Das darf uns mit Genugtuung erfüllen. Würden die Stadtverwaltungen praktischer handeln und die Bauern dem Genossenschaftswesen eine größere Beachtung schenken und es in Beziehungen zum städtischen Lebensmittelbedarf bringen, so könnte in einer der brennenden volkswirtschaftlichen Fragen eine Lösung gefunden werden, die den armen Mann erträglich belastet und die trotzdem dem Schweiße des Landmanns den wohlverdienten Lohn nicht vorenthält.

Zur Fleischteuerung.

Die „Bergwerks-Zeitung“, das Blatt der Zechen- und Hüttenkapitalisten, nimmt in ihrer Nummer vom 1. September d. Js. in ihrer Wochenrundschau Stellung zur Fleischteuerung. Wir finden da folgende interessante Ausführungen:

„Es geht so auf die Dauer nicht weiter. Selbst aus den Kreisen, die früher nicht gewillt waren, wird jetzt die Mahnung erhoben, die Regierung müsse die Grenzen weit öffnen, wenigstens für geschlachtetes, insbesondere für gefrorenes Fleisch aus Australien und Südamerika. Dieser Forderung gegenüber kann das beliebte Argument gegen die Einführung von lebendem Vieh, daß dadurch der Viehbestand des deutschen Bauern verseucht werde, nicht geltend gemacht werden, denn ein gefrorenes Hammelsviertel kann dem deutschen Rindvieh unmöglich die Maul- und Klauenseuche übertragen. Die Erfahrung in England hat aber gezeigt, daß durch die sorgsam organisierte und gepflegte Einfuhr von australischem Fleisch weiten Volkskreisen ein billiges, zusagendes und gesundes Nahrungsmittel beschafft werden kann. Gegen diese bescheidene Forderung zur Zeit der Fleischnot kann die Regierung unter keinen Umständen irgend ein stichhaltiges Argument geltend machen und wenn sie auch diese Forderung ablehnt, so kann sie sich gegen den von extremer Seite erhobenen Vorwurf, ihre Politik sei nur darauf gerichtet, den Agrariern die hohen Viehpreise unter allen Umständen zu garantieren, nicht verteidigen. Selbst die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hat zugegeben, daß eine Fleischteuerung vorhanden ist. Der von ihr angegebene Trost, es handele sich nur um eine vorübergehende Erscheinung, kann nicht ernst genommen werden, da er schon zu oft gespendet worden ist und sich niemals bewahrheitet hat. Wenn das offiziöse Blatt jetzt von neuem mit dieser windigen Ausflucht kommt, so darf es sich nicht darüber wundern, daß ihm mit Hohn begegnet wird. Im ganzen kommt ja diese regierungsseitige Begründung darauf hinaus, das deutsche Volk werde sich an diese ewig wiederkehrende Fleischteuerung „gewöhnen“. Dieses Argument ist aber um nichts humaner als die Anschauung der Leute, die dem Aal die Haut bei lebendigem Leibe abziehen, und die jedem Einwand gegen diese Grausamkeit mit der Ausrede begegnen, die Aale seien das gewohnt. Natürlich sind nicht die Aale an diese Grausamkeit gewohnt, sondern ihre Schinder.“

Die „Frankfurter Zeitung“ meldet aus Bingen: Die Stadtverordnetenversammlung vom Montag beschloß nach längerer Aussprache einstimmig, in einer Eingabe an das Ministerium die Bewerkstelligung einer ungehinderten Einfuhr von ausländischem Schlachtvieh zu fordern.

Oberbürgermeister Feldmann von Aachen gab bei Eröffnung der letzten Stadtverordnetenversammlung die Erklärung ab, daß die Fleischteuerung in Aachen eine Höhe erreicht habe, wie seit 100 Jahren nicht mehr. Daraus ergebe sich eine Notlage, die nicht mehr zu ertragen sei und der nur durch Einführung ausländischen Fleisches abgeholfen werden könne.

Die Stadtverordnetenversammlung in Schöneberg-Berlin betraute eine Kommission mit den Vorarbeiten für Bekämpfung der Fleischnot.

Der Magistrat der Stadt Dortmund hat eine Eingabe an die Staatsregierung beschlossen, zum Zwecke schleuniger Maßnahmen gegen die Teuerung. Die Stadt wird selbst den Verkauf von Seefischen wieder aufnehmen, außerdem eine neue Verkaufsstelle errichten, die sich in einem Fabrikviertel befinden soll.

Der Sozialdemokratische Verein der Stadt Dortmund hatte eine Eingabe in diesem Sinne gemacht.

In Frankfurt a. M. beschäftigten sich am Montag abend fünf überfüllte Versammlungen mit der herrschenden Notlage,. Die Redner ernteten stürmischen Beifall. — Ebenso fand am Montag abend in Hanau eine von vielen Tausenden besuchte Versammlung statt. — Montag fanden in Köln 5 Protestversammlungen gegen die Fleischteuerung statt. Die Versammlungen waren sämtlich sehr stark besucht. — In München fanden Montag abend neun von der sozialdemokratischen Partei einberufene Protestversammlungen gegen die Teuerung statt.

Im Auftrage des Magistrats von Berlin-Schöneberg ist vom dortigen Statistischen Amt eine Zusammenstellung über das Steigen der Fleischpreise in der letzten Zeit gemacht worden. Die Preisermittelungen sind vom Polizeipräsidium an jedem einzelnen Markttage auf den Schöneberger Märkten angestellt worden. Nach dieser amtlichen Zusammenstellung ergeben sich folgende Preise:

Rindfleisch von der Keule. Der Mindestpreis für 1 Klgr. betrug im Sommer 1908—1911 in der Regel 1,40—1,70 Mk., mitunter nur 1,30 Mk. und erreichte lediglich an drei Tagen (im Juli 1910 bezw. 1911) die Höhe von 1,80 Mark. In diesem Jahre wird seit dem 11. Juni Rindfleisch von der Keule nie zu weniger als 1,80 Mark und seit dem 15. Juli nie zu weniger als 2 Mark feilgeboten. Vom 8.—21. August war es überhaupt nicht zu weniger als 2,30 Mark erhältlich.

Rindfleisch vom Bauch. Der Mindestpreis für 1 Klgr. ging 1908 und 1909 nie über 1,30 Mark, 1910 und 1911 nie über 1,50 Mark hinaus, und in allen diesen Jahren ging er an einzelnen Markttagen auf 1,20 Mark oder weniger herunter. In diesem Sommer betrug er nie weniger als 1,50 Mark, seit dem 8. August nie weniger als 1,70 Mark und seit dem 12. August durchweg 1,80 Mark.

Schweinefleisch. Der Mindestpreis für 1 Klgr. war 1908 und 1910 nie höher als 1,40 Mark, 1909 nie höher als 1,60 Mark; 1911 stand er vom 1.—10. Juli auf 1,70 Mark und betrug im übrigen nur 1,10 Mark bis 1,30 Mark. Diesmal schwankte er bis zum 7. August zwischen 1,40 Mark und 1,80 Mark, seitdem beträgt er stets 2 Mk.

Kalbfleisch. Der Mindestpreis für 1 Klgr. war 1908—1911 selten höher als 1,50 Mk., nämlich nur an 14 Markttagen im Sommer 1911 mit 1,60—1,80 Mark. In diesem Jahre betrug er seit dem 15. Juli stets mindestens 1,60 Mark, seit dem 25. Juli stets mindestens 1,80 Mark und an einzelnen Tagen sogar 1,90—2 Mark.

Hammelfleisch. Der Mindestpreis für 1 Klgr. war 1908—1911 nie höher als 1,80 Mk., 1909 sogar nie höher als 1,60 Mk., und in allen diesen Jahren ging er auch auf 1,40 Mark oder 1,30 Mark herab. Diesmal war er an keinem Markttage niedriger als 1,60 Mark und beträgt seit dem 23. Juli meist 2 Mark.

Geräucherter Speck. Der Mindestpreis für 1 Klgr. war 1911 nie höher als 1,50 Mark, 1908 nie höher als 1,60 Mark und auch 1909 und 1910 nur selten, nämlich an 8 bezw. 2 Tagen (mit 1,80 Mk.) höher als 1,70 Mark. In diesem Jahre betrug er fast während des ganzen Juni und vom 12.—27. August 1,80 Mk., seitdem sogar 1,90 Mark.

Am 3. September wurde der Städtische Seefischverkauf wieder aufgenommen und die Nachfrage war derart lebhaft, daß im Zeitraum von 1½ Stunden der ganze Vorrat an Seefischen, insgesamt 16 000 Pfund, verkauft war. — Die Fleischpreise in Berlin sind eben derart hoch, daß selbst weite Schichten des bessergestellten Mittelstandes nicht mehr in der Lage sind, das teure Fleisch bezahlen zu können.

Die städtischen Kollegien in Halle a. S. haben beschlossen, nach dem Beispiele Magdeburgs billiges Fleisch zu beschaffen. Von der Teuerungskommission ist der Antrag vorgelegt worden, 200 000 Mark bereitzustellen, um den Einwohnern, die weniger als 2400 Mark jährlich Einkommen haben, billiges Fleisch zu liefern.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Aus einer Scharfmacher-Handelskammer.

Die Bochumer Handelskammer zeichnet sich besonders durch scharfmacherische Allüren aus. Es war daher vorauszusehen, daß sie auch den Bergarbeiterstreik vom Frühjahr d. J. benützen würde, um ihr Geschrei nach mehr Streikbrecherschutz von neuem zu erheben. Das hat denn auch die am 8. Juli d. J. stattgefundene Vollversammlung dieser Korporation gründlich besorgt. In dem jetzt erschienenen Bericht über diese Versammlung wird mitgeteilt, daß der Ausschuß des Deutschen Handelstages eine Erhebung bei seinen Mitgliedern darüber veranstaltet habe, ob nach ihren Erfahrungen der Schutz der Arbeitswilligen bei Streiks mangelhaft sei, und ob man dieses auf das Fehlen ausreichender gesetzlicher Bestimmungen oder auf die ungenügende Handhabung der vorhandenen Bestimmungen oder worauf sonst zurückzuführen habe". Die Handelskammer beschloß, diese Umfrage wie folgt zu beantworten:

„Die mannigfachen Erfahrungen und Beobachtungen, welche die Handelskammer und jedes einzelne ihrer Mitglieder seit Jahren auf diesem Gebiete gemacht hätten, ließen keinen Zweifel darüber entstehen, daß der Schutz der Arbeitswilligen bei Streiks durchaus unzureichend ist. Zum Teil sei dies auf mangelnde Handhabung der geltenden Bestimmungen zurückzuführen, und es sei daher dringend zu fordern, daß in Zukunft diese Handhabung in energischerer Weise erfolge. Für einen wirksamen Schutz der Arbeitswilligen reichten die geltenden Bestimmungen nicht aus, und nur durch Erlaß neuer gesetzlicher Vorschriften sei ein solcher zu erreichen. Vor allem sei ein Verbot des sogenannten Streikpostenstehens und jeder planmäßigen Überwachung von Arbeitgebern, Arbeitnehmern, Arbeitsstätten, Wege, Straßen, Plätzen, Bahnhöfen, Wasserstraßen, Häfen und sonstigen Verkehrsanstalten zu fordern."

Die Scharfmacher sind also durchaus nicht bescheiden in ihren Wünschen. Da hätten sie aber auch gleich noch einen Schritt weiter gehen sollen und verlangen, daß jeder Streikende von Polizisten oder Militär zur Arbeitsstätte zwangsweise geführt werde, und wenn er sich dann noch weigert zu arbeiten, ihn ins Arbeitshaus oder Zuchthaus zu stecken. Sie halten jetzt auch die Zeit für gekommen, die Zuchthausvorlage wieder aufleben zu lassen, denn, sagt der Bericht, das 1899 in Bielefeld gesprochene Kaiserwort: „die schwerste Strafe dem, der sich untersteht, einen Menschen, der arbeitswillig ist, an freiwilliger Arbeit zu hindern", sei noch nicht eingelöst, infolge der Haltung des damaligen Reichstages.

Die Möglichkeit, diesen Herzenswunsch der Scharfmacher nun verwirklichen zu können, scheint nach ihrer Ansicht jetzt eher als damals vorhanden zu sein, denn es heißt in dem Bericht:

„Die Tatsache, daß auch bei diesem Streik (dem Bergarbeiterstreik im Ruhrrevier im März 1912. D. V.) die Arbeitswilligen nicht genügend geschützt waren, kann aber wohl durch nichts Besseres nachgewiesen werden, als durch den Hinweis darauf, daß sogar eine unserer größten deutschen Arbeiterorganisationen, nämlich der Gewerkverein christlicher Bergarbeiter, den Ruf nach besserem Schutze der Arbeitswilligen erhoben hat."

Bestärkt in diesem Glauben dürften die Herren noch sein durch die Scharfmacherreden, welche die „christlichen Arbeiterabgeordneten", die Giesberts, Imbusch, Behrens, Becker 2c. im Reichstage und im preußischen Landtage anläßlich der Debatten über die Interpellationen betr. den Bergarbeiterstreik gehalten haben. Wie muß es die christlichen Streikbruchsstrategen kitzeln, daß sie von den Herren Scharfmachern als würdig befunden wurden, deren arbeiterfeindliche Gelüste fördern zu helfen.

Unkenntnis oder bewußte Entstellung von Tatsachen verraten folgende Ausführungen des Berichts:

„Nicht immer hat sich so deutlich wie bei dem letzten Bergarbeiterausstand gezeigt, daß es meist nur eine Minorität von Arbeitern ist, die der Majorität ihren Willen durch eine Art modernen Faustrechts aufzuzwingen sucht. Die große Masse unserer Arbeiter, namentlich der für das Gewerbe wertvolleren älteren und fleißigen Arbeiter, ist auch heute noch in der Regel wenig streiklustig." . . „Oft ist es nur eine schwache Majorität, die den Streikbeschluß durchsetzt, eine Majorität, in der die jugendlichen und unreifen Personen, die sonst im Leben noch keinen maßgebenden Einfluß zu haben pflegen, vorherrschen."

Die Streikenden werden ziemlich unverblümt als Faulenzer hingestellt, während die Streikbrecher als fleißig bezeichnet werden. Die Herren mögen sich doch mal bei ehrlichen Werksbeamten nach der Qualität der Streikbrecher erkundigen, und sie werden erfahren, daß sie in ihrer übergroßen Mehrzahl ausgesprochene Drückeberger sind. Sie sind Faulpelze, wenn die ehrlichen Arbeiter arbeiten, und auch, wenn sie während des Streiks arbeiten, wirken sie in der Hauptsache nur als Demonstranten; ihre Arbeit nützt den Unternehmern wenig. Wenn die Industrie lauter Arbeiter beschäftigte von der Qualität der Streikbrecher, dann würden die Dividenden der Scharfmacher bedeutend niedriger sein als jetzt.

Die Behauptung, daß jugendliche unreife Personen die Streikbeschlüsse in der Hauptsache zustande bringen, verrät eine geradezu pyramidale Unkenntnis der Verhältnisse, oder aber sie ist aus Bosheit aufgestellt worden. Das Wahrscheinliche ist das letztere. Denn die Herren müssen wissen, daß die Beschlüsse über Streik oder Nichtstreik von den Vertrauensleuten der Arbeiter gefaßt werden, die sich ihrer Verantwortlichkeit vollkommen bewußt sind und mindestens so reif sind als die Herren der Handelskammer.

Widerlich sind die langen Ausführungen in dem Bericht über die „armen Arbeitswilligen", die von den Streikenden terrorisiert und in ihrer Ehre gekränkt werden. Die Herren haben wohl nichts dagegen, wenn wir die Ehrlichkeit dieser Auslassungen bezweifeln und annehmen, daß sie nur von der Rücksicht auf ihren Profit diktiert sind. Wer wirklich so um den Schutz von Leben und Gesundheit, sowie der Ehre der Arbeiter besorgt ist, wie sich die Scharfmacher den Anschein geben, von dem kann man verlangen, daß er entsprechende Maßnahmen trifft, um die Arbeiter zu schützen. Er muß bestrebt sein, die Arbeiter vor Berufsgefahren zu schützen, soweit das möglich ist, und er muß Vorsorge treffen, daß die Arbeiter von ruppigen Beamten nicht fortgesetzt beleidigt und in ihrer Ehre gekränkt werden, mehr als es Streikbrechern von Streikenden jemals geschehen ist. Davon merkt man aber nichts; im Gegenteil, jedes Arbeiterschutzgesetz ist bisher wütend von den Scharfmachern bekämpft worden, besonders, wenn dadurch ihr Profit bedroht wurde. So wird es auch in Zukunft sein.

Die Auslassungen der Scharfmacher sind aber immerhin zu beachten. Man weiß ja zur Genüge, welchen großen Einfluß sie an der maßgebenden Stelle besitzen. Daher heißt es für die Arbeiter auf der Hut sein, um allen Gelüsten nach Verkümmerung des Koalitionsrechts der Arbeiter wirksam zu begegnen.

Hereingefallene Dividendenjäger.

Der Abg. Erzberger hat in seinem Buch „Millionen-Geschenke" verkündet, daß die Deutsche Diamant-Gesellschaft in den nächsten Jahren annährend 200 Prozent Dividende verteilen werde. Eine Anzahl kolonialbegeisterter Patrioten sind darauf hineingefallen und haben Aktien der Deutschen Diamantengesellschaft gekauft. Der von dem Abg. Erzberger angekündigte Dividendensegen ist aber ausgeblieben, denn statt der 200 Proz. sind nur 5½ Proz. verteilt worden. Darüber großes Lamento in den Reihen der Prozentpatrioten, und es ist eigentlich bittere Ironie, wenn ausgerechnet die ultramontane „Kölnische Volkszeitung" jetzt schreibt:

„Einst sagte man der Deutschen Diamantgesellschaft eine Dividende von 200 Prozent voraus. Die Gesellschaft besteht nun drei Jahre und hat den Besitzern der Anteile von Jahr zu Jahr größere Enttäuschungen bereitet. Diejenigen, die im Vertrauen auf eine schöne Zukunft zu hohen Preisen die Anteile erworben hatten, haben nun das Nachsehen."

Das Blatt hätte statt des unbestimmten Ausdrucks „man" ruhig sagen können, daß damit lediglich der Abgeordnete Erzberger gemeint sein kann, bei dem sich die hereingefallenen Profitjäger nunmehr bedanken können.

Teuerungskrawalle in Schlesien.

Seit einer Woche fanden auf vielen Märkten in schlesischen Mittelstädten scharfe Zusammenstöße zwischen Händlern und Käufern statt, die am Dienstag in Liegnitz zu förmlichen Krawallen führten. Tags zuvor hatte eine riesige Versammlung beschlossen, nicht mehr als 1,20 Mk. für das Pfund Butter zu bezahlen. Am Morgen wurde der Beschluß in Tausenden Flugblättern verbreitet, und bald kam es zu Tätlichkeiten zwischen den Händlern und den Hausfrauen. Die von den Konservativen aufgehetzten Landleute riefen: „Freßt Wagenschmiere oder Kuhdreck!" Nach diesen Provokationen rissen die Käufer den Händlern die Buden ein, warfen Sand in die Butter und jagten sie zum Teil mit Markttaschen und Butterbrettern zur Stadt hinaus. Ein Teil der Händler bequemte sich, die Butter zum Preise von 1,20 Mk. das Pfund abzulassen. Die Polizei verhielt sich bei den Vorkommnissen ganz neutral.

Wilhelm II. soll katholisch werden!

„Das katholische Deutschland", ein auf dem Boden der Berliner Richtung stehendes ultramontanes Organ, schreibt in seiner Ausgabe vom 2. September:

„Freilich — es möge einmal gesagt sein, mit inniger Sehnsucht begehrt das katholische deutsche Volk, daß Preußens König dem katholischen Glauben noch etwas mehr Verständnis und Freundlichkeit, und nicht bloß kühle Gerechtigkeit entgegenbringe, aber das hält uns nicht ab, selbst für den geliebten Herrscher zu beten, und unsern Kindern die Hände zu falten, indem wir ihnen oft sagen: Nun bete ein Ave Maria für unseren lieben Kaiser. Ja, wir wagen, weil wir ihn lieben, sogar darum zu beten, daß Gott ihm neben allen Glücksgaben auch einmal das höchste Glück des heiligen, einzig wahren katholischen Glaubens gewähren möge. Wir wagen das auch zu sagen, ob auch darum die „politischen" Katholiken erschreckt zusammenfahren und die Nichtkatholiken in Zorn ausbrechen mögen."

Teurungsinterpellation im bayrischen Landtag.

Unter großem Andrang des Publikums begann Dienstag nachmittag in der bayrischen Abgeordnetenkammer die Beratung der sozialdemokratischen Interpellation über die Teuerung. Nach einer das ganze Material eingehend würdigenden Begründung durch den Genossen Auer, der u. a. auch auf die die ungeheure Futternot des vorigen Jahres verschärfenden Spekulationen der Heimschen Regensburger Genossenschaft hinwies, verlas Minister von Soden eine sehr lange Erklärung, die an feudaler Schamlosigkeit alles übertrifft, was bisher von Ministern in dieser Frage geleistet worden ist. Die Teuerung sei international, könne also auch nicht durch nationale Maßnahmen behoben werden. Die Teuerung führt der Minister auf die ungünstigen Ernteverhältnisse, Übertreibungen der Agitation, hohe Löhne und den Zwischenhandel zurück. Von einer Fleischnot könne in Bayern überhaupt nicht gesprochen werden. Die amtlichen sanitären Berichte, die die Unterernährung weiter Kreise der bayrischen Bevölkerung schon für 1907 feststellen, werden von dem Minister einfach als falsch beiseite geschoben. Jede Änderung des heutigen Zollsystems erklärt er für undiskutabel; auch vorübergehend sei eine solche ausgeschlossen. Der Fleischverbrauch in Deutschland sei so groß, daß er höchstens von England übertroffen werde. Alles, was der Minister vertreten will, sei, die Einführung des Gefrierfleisches durch Änderung der Bestimmungen des Fleischbeschaugesetzes zu ermöglichen. Darüber habe sich die bayerische Regierung mit der Reichsregierung ins Benehmen gesetzt.

Während das Zentrum bei Schilderung der Volksnot durch unseren Redner in ein rohes Gelächter verfiel, munterte es den Minister wiederholt durch Beifall auf. Es ist anzunehmen, daß die von dem Minister v. Soden verübte Verhöhnung des Volkes zugleich die Antwort der Berliner Regierung darstellt und mit ihr vereinbart worden ist. Aus diesem Grunde ist die Interpellation nicht schon am vorigen Sonnabend beantwortet worden, weil erst die Verhandlungen mit Berlin stattfanden.

Schrecklich!

Die Reise des Kaisers nach der Schweiz hat bei der militaristischen Presse gewisse Beklemmungen hervorgerufen — man fürchtet offenbar, daß der Kaiser von der Miliz einen besonders guten Eindruck gewinnen und daraus für Deutschland gewisse Schlußfolgerungen ziehen könne. Deshalb bemüht sich die Presse darzulegen, daß die Schweizerische Miliz etwas sei, was eben nur für die Schweiz angebracht sei, niemals aber für das Deutsche Reich. Die radau-antisemitische „Kreuz-Zeitung" versucht, dem Spießertum Angst einzujagen, indem sie schreibt:

„Als ganz besonders charakteristisch für den patriarchalischen Sinn der ganzen Heeresinstitution erscheint, daß jeder schweizerische Milizsoldat seine Waffen, Munition, Bekleidung dauernd in eigenem Verwahr hat, daß auch die Kavalleristen ihre Pferde bei sich haben. Man denke sich für die deutsche Bevölkerung in den Industriebezirken oder in großen Städten alle Mannschaften des Beurlaubtenstandes dauernd im Besitz ihrer Waffen!"

Dieses Argument haben auch schon die Wortführer der bürgerlichen Parteien bei den Beratungen des Militäretats in der Budget-Kommission zwar nicht offen zum Ausdruck gebracht, aber doch durchblicken lassen.

Amtsentlassung des Pfarrers Traub.

Die „Dortmund. Ztg." veröffentlicht das Urteil des evangelischen Oberkirchenrats in dem Disziplinarverfahren gegen den liberalen Pfarrer Traub. Das Urteil lautet auf Amtsentlassung ohne Pension. Pfarrer Traub hatte in der von ihm redigierten Zeitschrift „Christliche Freiheit" Kritik an der evangelischen Kirche geübt. Das Konsistorium in Münster fühlte sich dadurch beleidigt und wollte als anklagende Behörde auch gleich die Verurteilung des Pfarrers Traub übernehmen. Dem energischen Eingreifen des Pfarrers gelang es, seine Sache dann vor das Konsistorium in Breslau zu bringen. Das Konsistorium erkannte auf Versetzung in ein anderes Amt, welches Urteil der Oberkirchenrat nunmehr durch die schärfste Strafe der Amtsentsetzung aufgehoben hat. Ein Rechtsmittel gegen den Spruch der obersten evangelischen Feme gibt es nicht. — Die evangelische Kirche hat wahrlich keinen Anlaß, der katholischen Kirche den Antimodernismus vorzuwerfen.

denn auch sie duldet keinerlei freie Regung und geht, wie die Fälle Jatho und Traub beweisen, genau so erbarmungslos vor, wie die katholische Kirche gegen Abtrünnige zu tun pflegt.

Fortschrittler gegen Kriegervereine.

Die Kriegervereine begnügen sich jetzt nicht mehr damit, lediglich den Kampf gegen Sozialdemokraten, Polen, Dänen und Welfen zu führen, sie haben auch den Fortschrittlern den Krieg erklärt. Das Hauptorgan der Fortschrittler in Hessen, die „Wormser Volkszeitung", war von den hessischen Kriegervereinen in aller Form boykottiert worden. Die liberalen Blätter in Hessen drehen nun den Spieß um und fordern ihre Parteifreunde auf, aus den Kriegervereinen auszutreten. So schreibt die „Wormser Volkszeitung":

„Unpolitische Militärvereine gibt es im Großherzogtum Hessen hinfort nicht mehr. Die Situation ist also geklärt. Unsere Parteifreunde in ganz Hessen werden die Konsequenzen ziehen und unsere Aufforderung alsbald in die Tat umsetzen: Heraus aus den fortschrittsfeindlichen Hassiavereinen!"

Was heute den Fortschrittlern passierte, das kann gelegentlich auch einmal einer anderen bürgerlichen Partei widerfahren, und deshalb ist es eine zwingende Notwendigkeit, daß man im Reichstag bei den Wahlprüfungen jede Wahl für ungültig erklärt, die durch die Mitwirkung der Kriegervereine zustande gekommen ist. Das dürfte der einzige Weg sein, den Machtkitzel der Kriegervereine, die nachgerade eine Gefahr für freie politische Betätigung werden, etwas einzudämmen.

China.

Ein gefährlicher Weg wird jetzt von den Machthabern eingeschlagen. Der „Daily News" wird aus Schanghai telegraphiert: In den Kwang-Provinzen, besonders in der Hauptstadt Kanton, haben in der letzten Zeit Massenhinrichtungen von Personen stattgefunden, in deren Besitz Waffen gefunden wurden. Mit Leuten, die der Verschwörung gegen die Republik verdächtig sind, wird kurzer Prozeß gemacht. Sie werden gegen eine Wand gestellt und von Soldaten erschossen. Auch die Herstellung und Ausgabe alten Papiergeldes wird auf diese Weise bestraft. — Eine solche Gewaltpolitik führt selten zum Ziel.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Mittwoch, den 4. September.

Die gestrige Versammlung des Sozialdemokratischen Vereins, welche sich mit den Anträgen zum Chemnitzer Parteitag zu beschäftigen hatte, war nur mäßig besucht. Die Aussprache hatte namentlich den von den abstinenten Genossen gestellten Antrag betreffend die Verschärfung des Schnapsboykotts zum Gegenstand. Von einigen Rednern wurde es als verfehlt bezeichnet, wenn durch die Einbeziehung von Grog, Bittern usw. der Boykott verschärft werden sollte, obwohl man diesen Beschluß, der Anlaß zu Zwistigkeiten und Reibereien gebe, nicht durchführen könne. Auch die Verpflichtung der Gewerkschaftshäuser, keine Spirituosen mehr zu verkaufen, sei nicht angängig, da die Gewerkschaften und nicht die Partei über die Gewerkschaftshäuser zu bestimmen und für sie aufzukommen hätten. Darauf wurde geantwortet, daß der verschärfte Boykott vor allem eine gute moralische Wirkung ausüben solle. Für den Einnahmeausfall der Gewerkschaftshäuser ließe sich anderweitig Deckung finden. Angenommen wurde noch ein vom Vorstand eingebrachter Antrag, der für den Bezirk Lübeck einen Sitz im Ausschusse verlangt, falls ein solcher vom Parteitag beschlossen werden sollte. Bei der Gelegenheit wurden kurz die Differenzen gestreift, welche wir in dieser Sache mit unsern Mecklenburger Genossen hatten. Von einer Urabstimmung über den vorzuschlagenden Vertreter wurde für diesmal abgesehen, weil doch aller Wahrscheinlichkeit nach der Ausschuß abgelehnt wird, zumal auch die Konferenz der Vertreter der Bezirks- und Landesvorstände sich in diesem Sinne entschieden hat. Bei Punkt „Verschiedenes" wies der Vorsitzende darauf hin, daß am kommenden Montag eine Protestversammlung gegen die Teurung abgehalten werden soll, in welcher der Reichstagsabgeordnete für Naumburg-Weißenfels, Genosse Ad. Thiele referieren wird. Notwendig sei es, daß die Genossen für einen Massenbesuch sorgen. Darauf erfolgte Schluß der Versammlung.

Auf zum Massenprotest gegen die Teuerung! Das muß die Parole sein für die Frauen und Männer der Arbeiterklasse und alle die Kreise, die noch ein Gefühl haben für die Not des Volkes, künstlich und gewaltsam hervorgerufen durch eine niederträchtige Zoll- und Wirtschaftspolitik, wie sie zugunsten einer Handvoll agrarischer Beutepolitiker und anderer großkapitalistischer Kreise, ganz besonders seit dem Inkrafttreten des Wuchertarifs von 1912, getrieben wird. Die Sozialdemokratie ist es auch jetzt wieder, die in richtiger Erkenntnis der furchtbaren Folgen und Wirkungen dieser verderblichen Lebensmittelwucherpolitik das gesamte werktätige Volk zum flammenden Protest dagegen aufruft. Wie in allen übrigen Teilen des Reiches wird am kommenden Montag in Lübeck eine Volks-Versammlung stattfinden, in der die herrschende Teuerung, ihre Ursachen, Wirkungen und Folgen gebührend gekennzeichnet werden wird. Es muß eine Ehrenpflicht jedes klassenbewußten Gewerkschaftskollegen und Parteigenossen sowie deren weiblichen Angehörigen sein, diese **Versammlung zu einer imposanten Massen-Protestdemonstration nicht nur gegen den Lebensmittelwucher, sondern auch gegen dessen eigentliche tiefste Ursache: Die kapitalistische Wirtschaftsordnung von heute zu gestalten!** Es handelt sich bei dieser Protestbewegung um eine allgemeine Volkssache und wenn, wie immer, die moderne Arbeiterbewegung in diesem Kampfe die Führung übernimmt, so kann das nur ein Verdienst um das Allgemeinwohl großer breiter Schichten des Volkes, die den Staat und die Gesellschaft mit ihrer werteschaffenden Arbeit erhalten müssen, sein. Darum, Gewerkschaftskollegen, Parteigenossen, Männer und Frauen! Bereitet die Versammlung gut vor; sorgt für einen Massenbesuch und erhebt so wirksamen Protest gegen die Volksausplünderer!

Über das Thema „Öffentliche Meinung und Zeitungswesen" soll im Auftrage der Oberschulbehörde der Redakteur Hansen von den „Lübeckischen Anzeigen" einen Vortragszyklus halten. So berichtet wenigstens das Amtsblatt. Wahrscheinlich ist beabsichtigt, bei dieser Gelegenheit den Hörern zu zeigen, wie man mit falschen Zitaten „öffentliche Meinung" macht und die Sozialdemokratie umbringt. Die „Lübeckischen Anzeigen" werden dazu das Material liefern.

Dr. med. Wichmann, bis vor einem Jahr ein vielbeschäftigter Arzt in Lübeck, ist gestern auf seiner Besitzung in der Nähe von Melsungen im Alter von 61 Jahren gestorben. Dr. Wichmann gehörte lange Jahre der Lübecker Bürgerschaft an und wurde von dieser zeitweise zum ersten Stellvertreter des Wortführers gewählt. Um die Errichtung des Krematoriums auf dem Vorwerker Friedhofe hat der Verstorbene sich manche Verdienste erworben.

Anzeigepflichtige Krankheiten wurden dem hiesigen Medizinalamt im Monat August in 25 Fällen gemeldet; davon betrafen 11 Fälle (5 tödlich verlaufen) Scharlach, 9 (5 tödlich) Diphtherie, 2 (1 tödlich) Typhus, 2 (1 tödlich) Wochenbettfieber und 1 (tödlich) Masern.

Das Luftschiff „Hansa" war Dienstag vormittag 7 Uhr mit 15 Passagieren von Hamburg zu einer Fernfahrt nach Heiligendamm aufgestiegen, wo zurzeit der Wasserflugzeug-Wettbewerb stattfindet. Über die Fahrt wird folgendes berichtet: über einem dichten Nebel, der die Orientierung etwas erschwerte, ging die Fahrt zunächst bis zur Ostseeküste, die um 8½ Uhr bei Niendorf erreicht wurde, darauf bei klarem Wetter über die Ostsee bis Heiligendamm, wo eine Schleife um den Kreuzer „München" und den Ort Heiligendamm gemacht und darauf eine Wasserlandung vor der Küste vorgenommen wurde. Das Luftschiff ging auf dem Wasserspiegel auf und nieder, warf einen Wasseranker aus und ließ sich langsam auf der Flut kreisen. Vom Ufer und von den Kriegsschiffen aus erhielt es bald Besuch von einer Anzahl von Booten und Barkassen. Nach etwa einhalbstündigem Liegen auf dem Wasser erhob sich das Luftschiff wieder und flog nun über Travemünde und Lübeck nach Hamburg zurück, wo 12½ Uhr auf dem Flugplatze in Fuhlsbüttel die glatte Landung erfolgte. Leider wurde beim Einbringen in die Halle durch Anecken an den Torflügeln das eine Seitensteuer etwas beschädigt. Die Reparatur des Steuers dürfte ein bis zwei Tage in Anspruch nehmen, da ein Ersatzsteuer aus Friedrichshafen gesandt werden muß.

Von Matrosen überfallen und durch Messerstiche schwer verletzt wurde in der Nacht zum Dienstag bei der Drehbrücke ein in der Chasotstraße wohnender Hafenarbeiter. Die beiden Matrosen, welche zum Dampfer „Avance" gehören, wurden verhaftet; den Verletzten überführte man ins Krankenhaus.

Wie man Pilze sammeln soll. Die zahlreichen verhängnisvollen Pilzvergiftungen der jüngsten Zeit sollten den Pilzfreunden eine Mahnung sein, beim Sammeln und der Verwendung der Pilze äußerste Vorsicht walten zu lassen. Noch immer herrscht die irrtümliche Ansicht, es gäbe für vergiftete Pilzgerichte zuverlässige Erkennungszeichen, wie das bräunliche Anlaufen silberner Löffel, die Schwarzfärbung einer mitgekochten Zwiebel usw. Alle diese Regeln sind falsch. Ebenso ist die Prüfung des rohen Schwammes durch die Zunge absolut unzuverlässig. Es gibt jedoch, so schreibt man der „Frankf. Ztg.", eßbare Pilze, bei denen eine Verwechselung mit giftigen Pilzen ausgeschlossen ist, vorausgesetzt, daß eben nur die eine Art zur Zubereitung kommt. Dies ist der Fall bei dem beliebtesten unserer Speisepilze, dem Steinpilz. Hier ist lediglich darauf zu achten, daß das Fleisch an den Schnittflächen weiß bleibt und sich nicht blau färbt. Wer aber die Pilze gemischt sammelt und wer vor allem junge Champignons gefunden hat, muß die Pilze bei Tageslicht einer genauen Durchsicht unterziehen, da bei künstlichem Licht das untrügliche Erkennungszeichen der echten Champignons, die Farbe der Blätter, für das Auge versagen kann. Auch ist es für Pilzsammler gefährlich, gemischte Pilze schon im Freien, sofort nach dem Aufnehmen vom Boden, fertig für den Kochtopf einzuschneiden, was häufig geschieht. Hier können giftige Stücke, die eventuell eingemengt worden sind, nachträglich schwerlich mehr ausgeschieden werden, z. B. bei Mischung mit Rothautröhrlingen, Hexenpilzen usw., die sich blau färben, genau wie der sehr giftige und ähnliche Satanspilz. Selbst genauen Kennern aller bei uns vorkommenden Pilzarten ist diese Vorsichtsmaßregel anzuraten; denn im Eifer des Suchens ist eine Verwechslung recht wohl möglich. Auch dürfen die Pilzsammler niemals außer acht lassen, daß z. B. Champignons und Knollenblätterpilze, letztere die unheilvollsten aller Pilze, auch gemeinsam auf Plätzen wachsen, wo man gewohnt ist, nur echte Champignons aufzulesen. Daß ferner alte, verdorbene oder durch Maden zerfressene Pilze sehr giftig sein können, wird noch viel zu wenig beachtet. Sogar auf den Märkten findet man noch immer solche Exemplare zum Kauf angeboten. Jedem Schwammfreund sei dringend geraten, sich eine praktische Taschen-Pilzkunde anzuschaffen. Eine solche sichert bei genügender Vorsicht vor Gefahr.

Stadt-Theater. Aus der Kanzlei des Stadt-Theaters wird uns geschrieben: Die Abonnementsannahme ist mit dem gestrigen Tage geschlossen worden. Da nun aber von vielen Seiten Anfragen gekommen sind, ob Abonnementsbestellungen noch möglich seien, halten wir unser Bureau bis auf weiteres zur Annahme derselben in den Vormittagsstunden von 10—1 Uhr und in den Nachmittagsstunden von 3—6 Uhr geöffnet. Im übrigen sei noch mitgeteilt, daß die Zahl der Abonnenten gegen das Vorjahr bedeutend gestiegen ist.

pb. **Festgenommen** wurde ein stellungsloser Hausdiener, der sich auf den Namen seiner früheren Herrschaft in einem hiesigen Zigarrengeschäfte Zigarren erschwindelte.

pb. **Fahrraddiebstahl.** Vor dem Hauptpostgebäude am Markt ist am 3. ds. Mts. gegen 10 Uhr vormittags ein Fahrrad mit schwarzem Gestell, ebensolchen Felgen, Freilauf, Rücktrittbremse und der vom Polizeiamte gelieferten Erkennungsnummer 16 360 abhanden gekommen und vermutlich gestohlen worden. Das Rad trägt die Firma des Lieferanten „Julius Schulz, Lübeck". Am hinteren Schutzblech ist ein Gepäckgestell angebracht.

pb. **Eigentumsvergehen.** In der Nacht vom 1. zum 2. d. Mts. ist mittelst Einbruchs aus dem Bootshause des Lübecker Ruderklubs ein photographischer Apparat gestohlen worden. Es ist ein 9 × 12 großer Goertz-Kodac-Apparat mit Kassette.

pb. **Einbruchsdiebstahl.** In der Nacht vom 2. zum 3. dss. Mts. sind aus dem Geschäft in der Glandorpstraße 1 mittelst Einbruchs folgende Waren gestohlen worden: 6 Ballen Tuch, Kammgarn und Cheviot von schwarzer und blauer Farbe. Die Stoffe sind 90 Ztm. breit. Jeder Ballen enthielt etwa 25 Meter, 3 Ballen rote Bettinletts von 1,40 Meter Breite. Jeder Ballen enthielt etwa 40 Meter, 2 Ballen rot- und rosagestreifte Bettinletts von 1,60 Meter Breite. Jeder Ballen enthielt etwa 40 Meter, 1 Ballen Hemdentuch von 75 Ztm. Breite und 80 Meter Inhalt, ein Ballen Pikee von 75 Ztm. Breite und 30 Meter Inhalt, 20 Pfund schwarze, graue und braune Wolle.

pb. **Ein Jackett verschwunden.** Vom Flur des Hauses siebente Querstraße 10 ist am 2. d. Mts., abends gegen 7¾ Uhr, ein dunkelgraues Herren-Jackett abhanden gekommen und vermutlich gestohlen worden. In den Taschen des Jacketts befanden sich ein Zollstock, eine Schublehre und eine Tabakspfeife.

Hamburg. Einen Raubmordversuch führte am Dienstag morgen kurz nach 8½ Uhr der 1878 zu Stargard in Pommern geborene frühere Gärtner Krüger aus. Krüger, der schon wegen eines Raubversuches mit Zuchthaus vorbestraft ist, hatte bei einer Kolportagebuchhändlerin, am Steindamm 107a, eine Anstellung als Reisender erhalten und trug Journale aus. In dieser Eigenschaft kam er auch zu der in der ersten Etage des Hauses Hessenstraße 17 wohnenden Frau des Arbeiters Adolf Schröder, die für den Hauseigentümer die Mietegelder als Vizefrau einzukassieren hatte. Wahrscheinlich hat Krüger es auf die jetzt eingenommenen Gelder abgesehen, denn er besuchte Frau Schröder, die sich allein mit ihrem schulpflichtigen Sohne in der Wohnung befand, gegen 8 Uhr morgens. Nach diesem Besuch entfernte er sich wieder und kehrte zirka 20 Minuten später, als sich der Sohn der Frau Schröder bereits auf dem Wege zur Schule befand, in die Wohnung zurück. Er wurde hierbei von einer Nachbarin gesehen. Diese hörte noch wie Krüger die Frau Schröder um ein Darlehn bat. Was dann zwischen ihm und der Vizefrau vorging, war nur durch die inzwischen erfolgte Vernehmung der glücklicherweise ungefährlich verletzten Frau Schröder in Erfahrung zu bringen. Danach hat Kr. die Frau in aufdringlicher Weise um Geld ersucht, vermutlich um dadurch den Aufenthaltsort des versteckten Geldes zu erspähen. Als er immer wieder und immer dreister um Geld fragte und trotzdem immer wieder abgewiesen wurde, zog er einen bereitgehaltenen und extra zu diesem Zwecke mitgebrachten Schusterhammer aus der Hosentasche, schlug damit auf die wehrlose Frau ein und traf dabei das rechte Auge. Die Frau nahm alle Kraft zusammen und rief, indem sie vor Schmerz und Betäubung zusammenbrach, laut und wiederholt um Hilfe. Diese gellenden Rufe müssen auf Kr. erschreckend gewirkt haben; denn er verließ fluchtartig den Schauplatz seiner Tat, indem er seine Mütze sowie den zur Tat benutzten Schusterhammer zurückließ. Die Frau Sch. wurde von Nachbarn bewußtlos aufgefunden. Die von dem Raubmord benachrichtigte Kriminalpolizei war bald zur Stelle. Wie sich herausstellte, war Krüger gleich nach der Tat in eine benachbarte Gastwirtschaft gegangen, hatte sich dort einen Augenblick aufgehalten und war dann über den Heidenkampsweg nach der Billstraße abgebogen. Auf die Ergreifung des Täters, dem an der rechten Hand der Mittelfinger fehlt, hat die Polizeibehörde eine Belohnung von 100 Mark ausgesetzt. Die Überfallene hat ihr Leben nur einem Zufalle zu verdanken. Durch ihre starken Haarflechten und einen eingesteckten starken Haarkamm wurden die Schläge auf den Hinterkopf stark abgeschwächt und führten infolgedessen nur unerhebliche Fleischwunden herbei, während sie andernfalls eine Zertrümmerung des Schädelknochens herbeigeführt haben würden. Der Hieb über das rechte Auge scheint der gefährlichste zu sein und kann unter Umständen ernste Folgen haben, da die Frau schon bald nach ihrer kurzen und unter schwierigen Umständen erfolgten Vernehmung wieder bewußtlos wurde. Der Täter wurde am Dienstag nachmittag kurz nach 3 Uhr, als er seine in der Springeltwiete 20, Haus 4, gelegene Wohnung aufsuchen wollte, von zwei Kriminalbeamten ergriffen und verhaftet. Krüger versuchte sich loszureißen und Widerstand zu leisten, wurde aber durch das tatkräftige Eingreifen der beiden Beamten gleich überwältigt und zur Polizeiwache 7 an der Depenau gebracht. Dort hatte Krüger ein längeres Verhör zu bestehen. Da er bereits von der Überfallenen, sowie der Nachbarin Frau L. als der Täter bezeichnet worden war, half ihm kein Leugnen, sodaß er schon beim ersten Verhör zugab, der Täter zu sein.

Seine Angabe, daß die Frau Schröder zuerst auf ihn eingeschlagen und er sich nur gewehrt habe, wird dadurch als Unwahrheit widerlegt, daß Krüger später selbst eingestanden hat, nur wegen der durch die Schröder vereinnahmten Mietegelder auf die Ausführung eines Raubanfalles gekommen zu sein. Den zur Tat benutzten und bei der Flucht zurückgelassenen Schusterhammer hat er schon aus seinem Logis mitgenommen, also von Anfang an die Absicht gehabt, die Schr. zu berauben. Bei der Flucht nach verübter Tat war er, da er, wie mitgeteilt, die Mütze am Tatorte liegen ließ, ohne Kopfbedeckung. Es gelang ihm, durch Betteln in den Besitz einer weißen Mütze zu kommen, die er noch trug, als er nahe seiner Wohnung verhaftet wurde.

Altona. Die sozialdemokratische Stadtverordnetenfraktion hat zu der Frage der Teuerung Stellung genommen und beim Magistrat folgenden Antrag eingereicht: Die städtischen Kollegien wollen beschließen, an die Reichsregierung eine Eingabe zu richten, worin sie aufgefordert wird, Maßnahmen zu ergreifen, die geeignet sind, der gegenwärtig herrschenden Teuerung aller wichtigsten Lebensmittel zu steuern. Insbesondere fordern die städtischen Kollegien von der Regierung die Öffnung der Grenzen für die Einfuhr von frischem Fleisch und Schlachtvieh sowie die Ermäßigung der Zölle auf Lebensmittel und Viehfutter. Die städtischen Kollegien wollen ferner beschließen, den Bundesrat zu ersuchen, angesichts der herrschenden Teuerung die schleunige Einberufung des Reichstags zu veranlassen.

Kiel. Zurückweisung der Flottentreiber. Die offiziösen „Berliner Politischen Nachrichten" schreiben zu den Arbeiterentlassungen auf der Kieler Werft: „An diese Nachrichten haben verschiedene Preßäußerungen Betrachtungen angeknüpft, daß die Arbeiterentlassungen eine Folge der bei Bewilligung der Heeres- und Flottenvorlagen geübten Finanzpolitik sei, die allerorts eine übertriebene Sparsamkeit nötig gemacht habe. Wir sind in der Lage, festzustellen, daß die Dotierung des Werftwirtschaftsfonds durch die gewiß gerechtfertigten Sparsamkeitsbestrebungen in keiner Weise berührt worden ist. Die vom Reichsmarineamt für 1912 geforderte Verstärkung des Werftwirtschaftsfonds ist von der Reichsfinanzverwaltung ohne Abstrich bewilligt worden. Ganz verfehlt ist es auch, hier Abweichungen in der Finanzleitung des Schatzsekretärs Wermuth und seines Nachfolgers konstatieren zu wollen. Auch bei Durchführung des Finanzprogramms des früheren Reichsschatzsekretärs wäre eine Erhöhung des Fonds durch den Ergänzungsetat für 1912 nicht in Frage gekommen, da die Flottengesetznovelle 1912 eine stärkere Inanspruchnahme des Werftwirtschaftsfonds im laufenden Jahr noch nicht bedingt." Den Flottentreibern war es natürlich nicht um die arbeitslos werdenden Werftarbeiter zu tun, wäre es nur das gewesen, dann mußten sie sich gegen die Unregelmäßigkeit im Betriebe wenden, nicht gegen angebliche Knauserei gegen die Marine.

Bremen. Beide Beine abgefahren wurden in vorletzter Nacht hier im Freihafengebiet einem Heizer, der auf einem dort liegenden Dampfer bedienstet war. Er wurde wimmernd durch einen Schutzmann, auf einem Gleise liegend, gefunden, das zuletzt von einem Rangierzug passiert worden war. Er hat über den Hergang noch keine Angaben machen können.

Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete" und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Löwigt, für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co. Sämtlich in Lübeck.

Drucksachen jeder Art für **Vereine, Handwerker und Gewerbetreibende** werden sauber und pünktlich ausgeführt in der **Buchdruckerei des „Lübecker Volksbote"**

Oeffentliche politische Versammlung.

Grosse Volksversammlung

am Montag, dem 9. September, abends 8½ Uhr im Saale des Gewerkschaftshauses, Johannisstraße.

Tages-Ordnung:

1. Der Kampf gegen die Teuerung.

Referent: Reichstagsabgeordneter Adolf Thiele-Halle a. S.

2. Freie Aussprache.

Männer und Frauen von Lübeck! Erscheint in Massen!

Die Kartellkommission. Der Vorstand des Sozialdemokratischen Vereins.

(3031) Im Auftrage: **Paul Löwigt**, Johannisstraße 46.

Komitee- und Kommissionssitzungen

V. u. A. 3026

Donnerstag, den 5. September, abends 8½ Uhr im „Gewerkschaftshaus" Johannisstraße 50—52.

Louise Sahl
Heinrich Roggmann
Verlobte. (3021
Lübeck, den 1. September 1912.

Uns **Berta Brüning** to eern morgigen Wegenfest een dunnerndes Hoch, dat de ganze Adolfstrat wackelt. 3015

Zum 1. Oktober zu vermieten ein großes leeres **Parterrezimmer.** Näheres (3018
Moislinger Allee 50b, I.

Ges. 2 Schuhmacher. 3028
Langbehn, Geverdesstr. 32.

Preisw. z. verk. ein Küchenschrank ohne Aufl., 8 Mk., eine Eckgarderobe, 3 Mk. Zu besehen abends nach 7 U. Brockesstr. 45, II. (3019

B. z. d. Jünglings-Paletot, Wint.-Jacketi, Hut u. a. m. f. j. Mädch. 3017) Emilienstraße 16a.

Billig zu verkaufen eine Radfahrlaterne, Luftpumpe, Satteldecke und Gamaschen (3016
Vorderstraße 18a.

Johannes Holst
Kohlmarkt 6 und Markt 6.
Spezialit.: **Arbeitergarderoben.**
Meine Hauptpreislagen sind:

gestr. Leder-Hosen	2.45	2.95	3.65 4.— 4.75
blaue Pilot-Hosen	2.45	2.95	3.35
	4.45	5.20	5.95
„ Pilot-Schnitthosen			4.85
„ Schlosserhosen	1.40	1.78	2.40
„ Schlosser-Jacken	1.50	1.95	2.40
Manchester-Hosen		4.85	5.50 6.25 8.75

Manchester-Schnitthosen von **M. Mosberg** 8.00
Maurer- u. Zimmerer-Hosen von **M. Mosberg** zu Original-Preisen.
Kojen 1.28 1.48 1.75 1.95 2.25
einzelne Westen in Buckskin, Jeans, Leder und Manchester 1.95 2.10 2.25 2.35 2.65 3.00
Mützen 30 35 58 75 98 100
Neue Jachtclub-Mützen 78 88 110 125 135 158 200
mit echtem Lederschirm 1.25 1.75 2.00
Westerjacken Paar 45 50 Pfg.
Rote Rabattmarken.

Es wäre ein Fehler der Mutter, die Ernährung des Kindes mit „Kufeke" zu unterbrechen, bevor der Darmkatarrh, bei dem sich „Kufeke" als Nahrung bestens bewährt hatte, vollständig geschwunden ist. Bei anderer Nahrung könnten leicht Rückfälle eintreten. (3014

Trinkt
1703) **Buntekuh-Kümmel**
Dampfkörn-Brennerei Buntekuh.

Man abonniert jederzeit auf das
schönste und billigste Familien-Witzblatt

Meggendorfer-Blätter
München ◎ ◎ Zeitschrift für Humor und Kunst ◎ Vierteljährlich 13 Nummern nur M. 3.— ◎

Abonnement bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Verlangen Sie eine Gratis-Probenummer vom Verlag, München, Theatinerstr. 47

Kein Besucher der Stadt München
sollte es versäumen, die in den Räumen der Redaktion, Theatinerstraße 47III befindliche, äußerst interessante Ausstellung von Originalzeichnungen der Meggendorfer-Blätter zu besichtigen.

Täglich geöffnet. Eintritt für jedermann frei!

Prima Zwetschen
Pfd. 13 Pfg., 10 Pfd. 1.20 Mk. empfiehlt (3033
Wilh. Süfke, Warendorpstr. 25.

Carl Folkers
Möbelmagazin
25 Marlesgrube 25.
Vollst. Wohnungseinrichtungen.
Selbstgefertigte Arbeiten.
Größte Auswahl.
100) Billigste Preise.
Weitgehendste Garantie.
Zimmereinricht. stets vorrätig.
Lieferung frei Haus auf eigenem Möbelwagen.
: Teilzahlung gestattet :
Bei Barzahlung Rabatt.
Gelbe rote Labeca-Rabattmarken.

Billig zu verk. ein Herrenrad, hoher Rahmen, Freilauf und Rücktrittbremse, gut erhalten
3022 Velzerstraße 24.

Wir bringen hiermit zur Kenntnis, daß unser vorzügliches
Eimerbier
vom 11. August ab jeden Mittwoch und Sonnabend von 3 Uhr an im (3032
Restaurant Ihde-Schlutup
Ecke Lübecker- u. Brehmerstraße zum Verkauf gelangt.
PHÖNIX-BRAUEREI
vorm. Paul Flemming
Gesellschaft m. beschränkter Haftung.

Freie Jugend Lübecks.
Sonntag, den 8. September 1912
Tagestour nach Segeberg.
Abmarsch 6 Uhr morgens vom Lindenplatz.
Proviant und 1 Mk. für die Rückfahrt mitnehmen.
3034) Der Jugendausschuß.

Schönes trockenes
Buchen-Abfallholz
ab Fabrik 80 Pfg. und frei Haus 1 Mk. pro Sack. (2913
F. E. Schacht & Co.,
Moislinger Allee 41.

Arbeiter-Radfahrer-Verein Lübeck.

Versammlung
Donnerstag, 5. Septbr.
abends 8½ Uhr
im „Gewerkschaftshaus"
Johannisstraße 50—52.
Tages-Ordnung:
1. Aufnahme neuer Mitglieder.
2. Bericht vom Bundestag.
3. Verschiedenes.
3029) **Der Vorstand.**

Schiffer, Meister, Schuten- und Deckleute!

Versammlung
Donnerstag, 5. Sept.
abends 8½ Uhr
im „Gewerkschaftshaus"
Johannisstr. 50—52.
Bericht der Lohnkommission
Sämtliche Kollegen werden um ihr Erscheinen ersucht.
3024) **Der Vorstand.**

Verband der Fabrikarbeiter Deutschl.
Zahlstelle Lübeck.
Distrikt Schlutup.

Mitglieder-Versammlung
Donnerstag, 5. Septbr.
abends 8½ Uhr
bei Saborowski, Gasthof zur Linde.
Tages-Ordnung:
1. Aufnahme neuer Mitglieder.
2. Berichterstattung vom Verbandstag in Dresden.
3. Innere Verbandsangelegenheiten.
4. Verschiedenes.
Um zahlreiches Erscheinen der Mitglieder ersucht
3023) **Die Distriktsleitung.**

Sektions-Versammlung
der
Hausdiener und Fensterputzer
Donnerstag, 5. Septbr.
abends 8¾ Uhr
im „Gewerkschaftshaus"
Johannisstraße 50—52.
Tages-Ordnung:
1. Wie stehen unsere Löhne zu den heutigen Lebensmittelpreisen?
2. Verschiedenes.
Um zahlreiches Erscheinen der Kollegen bittet
3020) **Der Vorstand.**

Zentralverband der
Zimmerer.
Zahlstelle Lübeck.

Mitglieder-Versammlung
Donnerstag, 5. Sept.
abends 8½ Uhr
im „Gewerkschaftshaus"
Johannisstraße 50—52.
Tages-Ordnung:
Innere Verbandsangelegenheit.
Um zahlreiches Erscheinen ersucht
3025) **Der Vorstand.**

Zentral-Hallen
Dankwartsgrube 20.
Jeden Donnerstag:
Tanzkränzchen.
Anfang 8 Uhr.
103) Ende 12 Uhr.

Hansa-Theater.
Lübecks Sensation!
Suro Vodoo
die indische Nackt- und Schlangentänzerin
3027) und
10 phänomenale Attraktionen.
Um 11 Uhr: Kabarett.
Auftreten neuer Kräfte.
Entree frei. Entree frei.

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 207. Mittwoch, den 4. September 1912. 19. Jahrg.

Die Zölle auf Vieh und Fleisch.

Planmäßig ist die Teuerung des Fleisches seit Jahren, ja beinahe seit Jahrzehnten vorbereitet worden. Die Goldströme, die Viehzüchtern und Viehhändlern heute zufließen, sie sind nur möglich, weil mit der deutschen „Schutz"zollgesetzgebung die Voraussetzungen zum Fleischwucher geschaffen worden sind!

Die Konservativen haben es Caprivi nie vergessen, daß er durch seine Handelsverträge von 1894 angefangen hatte, in den Widersinn des Hochschutzzolles Bresche zu legen. Im Zolltarif von 1902 tobte sich die ganze Wut, das unermeßliche Gieren nach Geld und Verdienst auf Kosten des Volkes aus. Das Zentrum in erster Linie war schon damals treuester Mithelfer der Agrarier. Die Handelsverträge von 1906 — sie laufen überdies 1917 ab und bedeuten deswegen neuen Kampf um den Zolltarif von 1902! — brachen dann wenigstens in etwas wieder der Vernunft Bahn, die durch sie festgelegten Zollsätze sind wesentlich geringer als die des Generalzolltarifes von 1902, ein Vergleich mit 1894 zeigt trotzdem, wie ungeheuerlich die Mehrbelastung des deutschen Volkes durch die Vieh- und Fleischzölle geworden ist.

Der Handelsvertrag von 1894 erhob den Viehzoll nach dem Stück, die Zollsätze von 1902 und 1906 sind für Doppelzentner festgelegt, es sind Gewichtszölle. In der nachfolgenden Zusammenstellung sind alle Zölle gleichmäßig auf Doppelzentner gesetzt.

Vieh- und Fleischzölle für den Doppelzentner in Mark

	Handelsverträge 1894	Generaltarif 1902	Handelsverträge 1906
Ochsen	5,10	18,—	8,—
Bullen	1,80	18,—	8,—
Kühe	1,80	18,—	8,—
Jungvieh	1,43	18,—	8,—
Kälber	0,60	18,—	8,—
Schweine	3,30	18,—	8,—
Ferkel	10,—	18,—	8,—
Schafe	1,70	18,—	8,—
Fleisch, frisch, auch gefroren	15,—	45,—	35,—
Fleisch, frisch, nicht gefroren	15,—	45,—	27,—
Fleisch, einfach zubereitet	17,—	60,—	35,—
Federvieh, geschlachtet	12,—	30,—	14,—
Würste	17,—	70,—	40,—
Speck	20,—	36,—	36,—
Schmalz	10,—	12,50	10,—
Schweinefett, roh	2,—	5,—	5,—
Talg	2,—	2,50	2,50
Hühner	frei	6,—	4,—

Die Handelsverträge von 1906 brachten demnach nur eine scheinbare Einfuhrerleichterung ausländischen Viehes und Fleisches, in Wirklichkeit — dies läßt sich am besten bei einem Vergleich mit den Caprivischen Handelsverträgen erkennen — ist die Vieh- und Fleischeinfuhr ungeheuerlich verteuert worden. Das Schändlichste am Kampfe unserer Agrarier gegen billiges Fleisch sind aber die von ihnen durchgesetzten Einfuhrerschwerungen.

Aus der Partei.

Aus den Organisationen. Die Generalversammlung des sozialdemokratischen Vereins des Wahlkreises Bochum fand am Sonntag in Harpen statt. Aus dem Geschäftsbericht ist erwähnenswert, daß die Zahl der männlichen Mitglieder 4891, die der weiblichen Mitglieder 1434 beträgt. Das bedeutet bei ersteren eine Zunahme um 79, bei letzteren eine Abnahme um 28. Günstiger gestaltete sich die Entwicklung der Presse. Die Auflage des „Volksblatt" stieg im letzten Jahre um 47 Prozent. Die Einnahmen und Ausgaben balanzieren mit 39 613,40 Mk. Der Kassenbestand beträgt 6391,40 Mk. Die Kosten der Reichstagswahl, die zum erstenmal vom Wahlkreise allein aufgebracht wurden, betragen 30 095,06 Mk. Beschlossen wurde, einen zweiten Parteisekretär anzustellen. In der Besprechung des Parteitages wurde der Einsetzung eines Parteiausschusses zugestimmt. Die Abhaltung von Sonderkonferenzen wurde durch Annahme eines Antrages scharf verurteilt. Ein anderer Beschluß verlangt die Abgabe der Jugendbeilage der „Gleichheit" als Sonderausgabe. Mit großer Mehrheit wurde ferner ein Antrag angenommen, die Maifeier auf den ersten Sonntag im Mai zu verlegen. Angesichts der Bedeutung der diesjährigen Parteitage soll vom Delegationsrecht voller Gebrauch gemacht werden. Die Konferenz forderte im Hinblick auf die Katastrophe auf Zeche Lothringen von der Reichsregierung ein Reichsberggesetz, das eine verschärfte Grubenkontrolle durch freigewählte und vom Staat besoldete Arbeiterkontrolleure vorsieht, da die bisherigen gesetzlichen Bestimmungen sich als völlig unzulänglich erwiesen haben.

Kundgebungen gegen die Teurung. Die Leipziger Arbeiterschaft hielt am Sonntag fünf große zum Teil überfüllte Versammlungen gegen die Teurung ab. Es mögen ungefähr 8000 Personen in den Versammlungen gewesen sein. In einer überall einstimmig angenommenen Resolution wurde die Aufhebung der Zölle auf Lebensmittel und die Öffnung der Grenzen verlangt. Die Einfuhrscheine wurden als eine frivole Methode gekennzeichnet, deutsches Getreide auf Kosten der Steuerzahler zu einem Spottpreise an das Ausland zu verkaufen, während die deutsche Bevölkerung Hungerpreise für das Brot bezahlen muß. — Die Braunschweiger Arbeiterschaft protestierte in einer gewaltigen Versammlung am Sonntag vormittag gegen die Teurung. Es wurde eine Resolution angenommen, in der von der Reichsregierung Aufhebung der Zölle auf Nahrungsmittel, Öffnung der Grenzen und Beseitigung der Einfuhrscheine verlangt wird. Der Reichstag soll sofort einberufen werden. Von der Gemeinde wird Organisation des Massenbezugs von Lebensmitteln verlangt. — Die Polizei hatte die großen Verkehrsstraßen der Stadt für die aus der Versammlung heimkehrenden Männer und Frauen abgesperrt. Das ganze Tag- und Nachtpolizeipersonal war aufgeboten gegen die protestierenden Arbeiter. Mehrfach schlugen Polizisten mit dem Gummiknüppel auf die Arbeiter los und zerrissen ihnen die Kleidung. Die flüchtenden Arbeiter wurden von den Polizisten selbst aus den Häusern herausgetrieben, auch Frauen wurden von den tapferen Helden mit dem Gummiknüppel bedroht. — In Mannheim tagte am Sonntag eine von zirka 3000 Personen besuchte Versammlung, die sich auch mit Lebensmittelteuerung beschäftigte. Die Resolution fordert von der Reichsregierung die Öffnung der Grenzen, von der Landesregierung Aufhebung der staatlichen Fleischakzise und vom Stadtrat in Mannheim die Einfuhr ausländischen Fleisches. Der Stadtrat von Mannheim hat an die Landesregierung eine Eingabe gerichtet, in der die Meinung vertreten wird, daß der Fleischteuerung nur durch die generelle Erleichterung der Vieheinfuhr begegnet werden kann. Er hat auch bereits einen Probeversuch mit Gefrierfleisch gemacht und würde, falls der Bundesrat die Möglichkeit zur Einfuhr schafft, solches vom Hamburger Hafen beziehen und es von durch die Metzger-Innung bestellten Fleischern zum Verkauf bringen lassen. Schweinefleisch könnte für 60—65 Pfg. das Pfund verkauft werden. Sehr billiger würde sich der Verkauf von in gefrorenem Zustand aus China eingeführtem Wild und Geflügel stellen. Der Verkauf könnte nach Mitteilungen der Lieferanten allerdings erst von November bis März betätigt werden, wenn bis dahin die Einfuhr überhaupt schon möglich wäre. — In Zeitz protestierte eine von zirka 1000 Männern und Frauen besuchte Versammlung gegen die Teuerung und nahm eine Resolution an, die die üblichen Forderungen, Aufhebung der Zölle und Öffnung der Grenzen, stellt. — Die Landesversammlung der hessischen Sozialdemokratie erhob am Sonntag ebenfalls Protest gegen die Teuerungspolitik und forderte Suspendierung der Lebensmittelzölle, Öffnung der Grenzen für Schlachtvieh und frisches Fleisch. Weiter aber die alsbaldige Einberufung des Reichstags, damit von dieser Seite dauernde Abhilfsmaßnahmen getroffen werden können.

Die Sozialdemokratie in der Gemeindeverwaltung. Der Stadtrat in Offenburg (Baden) traf in seiner letzten Sitzung eine Bestimmung für die Vertretung des Oberbürgermeisters bei dessen Beurlaubung oder dienstlicher Verhinderung. In der Standesbeamtung hat in erster Reihe der sozialdemokratische Stadtrat Monsch den Oberbürgermeister zu ersetzen, für seine übrigen Funktionen in der Stadtverwaltung rangiert der genannte sozialdemokratische Stadtrat an zweiter Stelle.

Gewerkschaftsbewegung.

Streik auf den Holzplätzen in Tilsit. Es haben am 1. September die auf den Holzplätzen Beschäftigten, über 600 an der Zahl, in einer Versammlung im Westendgarten beschlossen, ab Montag, den 2. September, die Arbeit ruhen zu lassen. Der Streik umfaßt alle Betriebe und dürfte wohl eine geraume Zeit dauern. Zuzug nach Tilsit und Umgegend ist fern zu halten und zwar so lange, bis an dieser Stelle über das Resultat des Streiks berichtet wird.

Achtung, Schuhmacher! Die Arbeiterschaft der Tuchschuhindustrie in Heilbronn a. N. (Württ.) ist am 31. August in den Ausstand getreten, nachdem seitens der Fabrikanten keinerlei Zugeständnisse gemacht wurden. Die Zeitlohnarbeiter sollen überhaupt keine Zulage erhalten, obwohl für erwachsene männliche Arbeiter Löhne von 18 Mk. pro Woche zu verzeichnen sind. Die Fabrikanten muteten den Arbeitern sogar zu, neben einer teilweisen Verschlechterung der Akkordsätze eine Arbeitszeitverlängerung bis zu 3 Stunden pro Woche hinzunehmen. Zuzug ist streng fernzuhalten. — In der Schuhfabrik Greve-Sauer in Wurzen sind infolge Aufstellung neuer Maschinen in der Zwickerei Differenzen ausgebrochen, welche zur Kündigung der gesamten Arbeiterschaft geführt haben. Der Arbeiterausschuß, sowie der Vertreter des Zentralverbandes der Schuhmacher, welche versuchten, durch Verhandlungen mit der Betriebsleitung die Differenzen zu beseitigen, mußten diese Bemühungen aufgeben, da keinerlei Entgegenkommen seitens der Betriebsleitung zu erreichen war. Die Arbeitsniederlegung in der Abteilung Zwickerei erfolgt bereits Sonnabend den 7. September. Wir ersuchen deshalb, Arbeitsangebote dieser Firma, insbesondere Zwicker, Zuschneider, Stepperinnen und Maschinenarbeiter abzulehnen.

Zu den Differenzen bei Heine u. Co., Spezialfabrik Halberstädter Würstchen, teilt der Zentralverband der Fleischer auf die vielen Anfragen, die bei ihm erfolgen, mit, daß die Differenzen noch nicht erledigt sind. Die Firma Heine hat auch die Vermittelung des Generalsekretärs des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine abschlägig beschieden. Die Firma will die Hungerlöhne beibehalten, weil dadurch ihr Profit ins Riesenhafte wächst. Soll doch die Firma Heine im letzten Jahre einen Reingewinn von 360 000 Mark erzielt haben. Für eine Firma, die einen Weltruf genießen will, ist es kein besonderer Ruhm, wenn sie verheiratete Arbeiter mit 27½ Pfg. pro Stunde entlohnt, und der Organisation, die nur in bescheidenem Maße diese Verhältnisse etwas verbessern will, einfach jede Verhandlung abschlägt.

Ein Deutscher.

Roman von Otto Ruppius.

(12. Fortsetzung.)

III.

Es war am nächsten Abend, als Reichardt den Weg nach Mr. Burtons Wohnung verfolgte. Er hatte die einfache Einladung erhalten, den Abend mit der Familie und einigen Freunden zuzubringen, und hatte sich von Bob eine Menge der ersten Namen in der Stadt sagen lassen, sie sorgsam aufnotierend und das Gedächtnis daran gewöhnend, um endlich die Möglichkeit zu erhalten, seine neuen Bekanntschaften zu kultivieren. Trotz der Freundlichkeit aber, welche in der Einladung lag, konnte er sich einer Art unangenehmer Spannung auf seinem Wege nicht erwehren. Er hatte, um sich keines Vorwurfes von Harriet schuldig zu machen, deren Anweisung befolgt, und am Morgen dem Prediger einen neuen Besuch gemacht, ihn bittend, die Entscheidung über sein Engagement möglichst zu beschleunigen. Mr. Ellis aber hatte unter vielen Komplimenten über des jungen Mannes Fähigkeiten die Achseln gezuckt und erklärt, daß in der Schnelle, wie dieser es zu wünschen scheine, kaum eine Entscheidung herbeigeführt werden könne, daß er der Einstimmigkeit der Kirchenmitglieder für eine bedeutendere Neuausgabe, trotz des Beifalls, welcher dem Orgelspiele von allen Seiten gezollt worden, doch nicht sicher sei, daß er zwar versuchen werde, heute noch mit einzelnen Männern von Einfluß, die er bei Mr. Burton zu sehen gedenke, zu sprechen, daß sich aber eine solche Angelegenheit, die allen sich ganz unerwartet aufgedrängt, durchaus nicht über das Knie brechen lasse. Fast hatte aber das ganze Wesen des Geistlichen den jungen Mann berührt, als liege etwas anderes als eine einfache Ungewißheit hinter den Worten, als mache sich bereits eine verborgene Opposition gegen ihn geltend, die er, je wesenloser sie sich ihm entgegenstelle, um so weniger brechen könne. Er hatte an das erste Begegnen des Mr. Young, der sich durch ihn von der Orgel verdrängt sah, an dessen mißtrauisches Wesen in bezug auf sein Verhältnis zu Harriet denken müssen, und in Sekundenschnelle hatte sich ihm die Überzeugung aufgedrungen, daß, wenn sich ihm nicht auf den ersten Anlauf hier eine Existenz biete, dies später gar nicht möglich sein werde. Er besaß noch so viel Geld, um eine kurze Zeit leben und die Reise nach Nashville machen zu können, von welchem Bob als einem „großen Platze" viel gesprochen, der ihm also wohl Gelegenheit zum Musikunterricht oder einer ähnlichen Beschäftigung bieten konnte; und so hatte er in gleicher Weise mit der Geistliche die Achseln gezuckt und diesem erklärt, wie er zwar äußerst glücklich sein würde, nicht nur die Orgel unter sich zu haben, sondern auch das Chor, das bis jetzt noch kaum so zu nennen, für einen würdigen Kirchengesang heranzubilden, daß er aber nicht imstande sei, sich länger als den nächsten Tag auf eine ungewisse Hoffnung hin im Orte aufzuhalten. Der Prediger hatte etwas überrascht von der Leichtigkeit mit welcher Reichardt seine Abreise behandelt, geschienen, ihm aber versprochen, das Mögliche zu tun, um die Angelegenheit zu einem raschen Schlusse zu bringen — und jetzt ging der junge Deutsche dem Orte zu, wo jedenfalls aus den einzelnen stillen Verhandlungen sich sein augenblickliches Schicksal entwickelte, daß aber Harriet am wenigsten dazu gezogen werden würde, konnte er sich selbst sagen.

Burtons Haus lag dicht außerhalb der Stadt auf einem Hügel — in den Parkanlagen, durch welche sich der breite Fahrweg und die geschlängelten Kiespfade zogen, wie in dem geschmackvollen Äußern des großen Wohngebäudes den Reichtum des Besitzers andeutend, und den Ankommenden überlief ein eigentümliches Gefühl, wenn er an sein Verhältnis zu Harriet dachte, welche jedenfalls einmal die Haupterbin des reichen Besitztums wurde.

Zwei Doppelparlors mit weiten Flügeltüren öffneten sich zu beiden Seiten der Vorhalle und schufen so einen mit dem ganzen Komfort des Südens versehenen Raum, in welchem sich bei Reichardts Eintritt bereits eine zahlreiche Gesellschaft zwanglos bewegte. Ein bis zur weißen Binde vollkommen salonfähig gekleideter Schwarzer schien an dem Haupteingange den Zeremonienmeister zu machen und wies mit einer tiefen Verbeugung den jungen Mann nach dem hintern Teile der bereits hell erleuchteten Räume, wo er Mr. Burton treffen werde; dieser schien aber den Eintretenden schon bemerkt zu haben und kam ihm auf halbem Wege entgegen. „Kommen Sie mit mir, Sir," sagte er, den Arm des Deutschen unter den seinigen fassend, „Sie sind fremd unter uns, und ich werde Ihre nächste Vorstellung übernehmen!"

Auf einem reichverzierten Diwan, welchem beide entgegengingen, saß eine bleiche, elegante Frau, dem Anscheine nach im Beginn der dreißiger Jahre. Aber in einigem Kontraste mit den ruhigen Zügen leuchtete das dunkle, große Auge den Herantretenden entgegen. Neben ihr saß Harriet, den blitzenden Mutwillen in dem belebten Gesichte. Reichardt aber wollte seinen Augen nicht trauen, als er an ihrer Seite, bequem auf einen Stuhl hingeworfen, Youngs Gestalt erblickte, der soeben im interessantesten Gespräche gestört zu werden schien.

„Lassen Sie mich Sie meiner Frau zuführen!" sagte der Hausherr. „Mr. Reichardt, Liebe! den Du freilich in seinem wahren Glanze, wie er ihn gestern in unserer Kirche entfaltet hat, nicht sehen wirst; hoffentlich erhalten wir aber heute abend von ihm ein Pröbchen seiner Kunstfertigkeit. — Meine Tochter hier kennen Sie ja wohl bereits, Sir!" wandte er sich wieder an den jungen Mann, der mit einer Verbeugung leicht die Hand der Dame berührte. Reichardt sah Youngs Augen wie im finstern Forschen auf sich gerichtet, Harriet erhob sich steif, brach aber plötzlich in helles Lachen aus. „Entschuldigung, Sir, aber Sie kommen gerade recht," rief sie lustig, „Mr. Young will mir beweisen, daß die tiefste Zuneigung sich in der tiefsten Unterwerfung ausspreche, und ich finde doch den Satz, von einem Manne ausgesprochen, so komisch, daß ich ihn gern noch einmal hören möchte!"

„Harriet!" rief die Dame vom Hause, einen verweisenden Blick nach ihr und einen andern voll halber Besorgnis nach dem jungen Amerikaner werfend.

„Well, es ist wenigstens ein Satz, der nicht jedermanns Geschmack ist!" lachte Burton. „Da ist eine Gelegenheit, die Sie gleich mitten ins Gefecht bringt, Sir," wandte er sich an Reichardt, „schonen Sie nur nicht, wenn Sie nicht selbst die scharfe Waffe fühlen wollen!" Mit einem freundlichen Nicken und einem launigen Seitenblick nach seiner Tochter wandte er sich davon.

"Es gibt Sätze, Miß, die in dieser abstrakten Fassung kaum zu beurteilen sind!" sagte Reichardt, eine ernste Miene annehmend, während er doch nicht hindern konnte, daß ein stiller Humor, welcher bei Youngs Anblick mit der Erinnerung an die „Eidechse" in ihm erwachte, sich durch ein leichtes Zucken um seinen Mund bemerkbar machte; „wenn mir der spezielle Fall vorgelegt würde —"

„Sie haben sicher recht, Sir, und man überläßt derartige Fragen wohl am besten jedes eigenem Geschmacke," unterbrach ihn Mistreß Burton leichthin, obgleich eine leise Falte, welche sich zwischen ihren Augen zeigte, ein Mißvergnügen über die ganze Szene andeutete; schon im nächsten Augenblicke indessen klärte sich ihr Gesicht, das sich einem Neuankommenden zuwandte, auf, während ein leichtes Rot in ihre Wangen stieg und wieder ging; Reichardt trat zur Seite und erblickte einen halb geistlich, halb weltlich gekleideten Mann, welcher soeben mit einer Verbeugung die Hand der Lady faßte und sie, während er zu der Dasitzenden sprach, in vertraulicher Weise festhielt. Durch des jungen Deutschen Kopf aber schoß es, als müsse er dieses volle, wohlgeordnete braune Haar in Verbindung mit dieser eigentümlichen Biegung des Nackens und diesem langen Rocke schon irgendwo gesehen haben, und plötzlich stand die sonderbare Szene, welche er in einem der Hotelzimmer in Saratoga am Ballabende belauscht, vor ihm. Sie war ihm unter den mannig-

Es wird von dritter Seite nochmals ein Vermittelungsversuch bei der Firma unternommen werden, ist auch dieser vergeblich, dann hat die organisierte Arbeiterschaft das Wort, die es jedenfalls dann ablehnen wird, die Heineschen Erzeugnisse weiter zu konsumieren.

Soziales.

Krankenkassenzersplitterer. Den reaktionären Parteien ist es gelungen, in die Reichsversicherungsordnung die Bestimmung hineinzubringen, daß Betriebskrankenkassen bereits mit 150 Mitgliedern gegründet werden können. Der Verband zur Wahrung der Interessen der hannoverschen Betriebskrankenkassen — ein erzreaktionäres Gebilde — macht sich diese Bestimmung nun zunutze. Er versendet nämlich an die Unternehmer ein Rundschreiben, in dem u. a. gesagt wird: „Die Voraussetzungen, daß durch Errichtung neuer Betriebskrankenkassen die allgemeinen Orts- und Landkrankenkassen nicht „gefährdet" werden dürfen und die „satzungsmäßigen Leistungen denen der maßgebenden Krankenkassen mindestens gleichwertig" sein müssen, können zurzeit nicht in Betracht kommen, da die allgemeinen Orts- und Landkrankenkassen noch nicht bestehen. Aus diesem Grunde dürfte es sich empfehlen, daß alle industriellen Unternehmungen, sofern sie mehr als 150 Arbeiter im Betrieb beschäftigen, ungesäumt zur Errichtung von Betriebskrankenkassen schreiten, sofern sie eine solche noch nicht besitzen. Für das hierbei zu beachtende Verfahren gelten die Vorschriften der Reichsversicherungsordnung. Der Inhalt der gleichzeitig mit dem Antrage einzureichenden Satzungen muß den Vorschriften des bisherigen Rechtes (Krankenversicherungsgesetz 1892 bis 1903) entsprechen; vor dem 1. Januar 1913 muß aber die betreffende Kasse auf Grund und Boden einer den Vorschriften der R. V. O. genügenden Satzung ihre Zulassung nachsuchen. Zu weiterer Auskunft und Unterstützung solcher Betriebe, die eine eigene Krankenkasse errichten wollen, ist der Verband zur Wahrung der Interessen der hannoverschen Betriebskrankenkassen, Hannover, Brühlstraße 1, gern bereit. Orientierend sei noch bemerkt, daß nach § 245 R. V. O. in die Betriebskrankenkasse „alle im Betrieb beschäftigten Versicherungspflichtigen" gehören. Über Bedeutung und Nutzen der Betriebskrankenkassen gibt der oben genannte Verband auf Wunsch unterrichtende Drucksachen ab. Kein Industrieller sollte versäumen, sich diese zu beschaffen." — Die Schädlinge einer vernünftigen Sozialpolitik sind wieder eifrigst an der Arbeit. Durch die Betriebskrankenkassen wird die Krankenversicherung geschädigt und deshalb mögen die Arbeiter allerorts sich gegen die Gründung von besonderen Betriebskrankenkassen mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln wenden.

Aus dem Gerichtssaal.

Aus dem Rekrutenleben. Die Mißhandlungen der Rekruten durch sogenannte „alte" Mannschaften nehmen kein Ende. Hat so ein „alter" Mann ein Jahr abgedient, so maßt er sich, mag er auch sonst der größte Esel sein, das Züchtigungsrecht über die neueintretenden Rekruten an und findet nicht selten ein Vergnügen daran, die „Neuen" die Drangsalierungen entgelten zu lassen, die er einst selbst als Rekrut erdulden mußte. Leider werden diese rohen Übergriffe meist viel zu gelinde bestraft, weshalb das Übel immer weiter wuchert. Der Rekrut Pfitzner vom Infanterie-Regiment Nr. 51 in Breslau wurde eines Abends nach 10 Uhr ohne Urlaub auf der Straße von dem Musketier Dorkupiel getroffen. Letzterer, ein sogenannter im zweiten Jahrgang dienender „alter Mann", hieß den Rekruten in die Kaserne zu gehen. Als dieser im Bett lag, kam Dorkupiel zu ihm und verkündete dem Rekruten, heute nacht „kommt der heilige Geist zu Dir." Als der Rekrut schlief, wurde er an der Gurgel festgehalten und kräftig mit Klopfpeitschen und Besenstielen durchgeprügelt. Der durch die Strafprozedur Aufgeweckte will unter den aus der Stube laufenden Mannschaften, welche ihm die „kameradschaftliche Erziehung" angedeihen ließen, die Musketiere Bartilla und Dorkupiel erkannt haben. Diese wurden vor dem Kriegsgericht der elften Division in Breslau angeklagt der gemeinschaftlichen gefährlichen Körperverletzung. Kriegsgerichtsrat Dr. Rösler beantragte gegen jeden drei Wochen Gefängnis. Das Kriegsgericht konnte sich jedoch nicht sicher von der Schuld der Angeklagten überzeugen und sprach die beiden Vaterlandsverteidiger frei. — „Geistig minderwertig, jedoch verantwortlich". Der Soldat Lorenz Hemmer des 19. Infanterieregiments in Erlangen ist der Sprößling einer Trinkerfamilie; er wurde in seiner Jugend verwahrlost, eine seiner Schwestern starb im Irrenhause. Hemmer selbst zählt zu jenem großen Heere von Degenerierten, von denen die Ärzte, wenn sie vor Gericht ein Gutachten über deren Geisteszustand abgeben sollen, in der Regel mit dem bekannten Refrain schließen: „Geistig minderwertig, jedoch verantwortlich." Hemmer hatte sich wegen tätlichen Vergreifens an einem Vorgesetzten zu verantworten; er sollte einmal mit einem Mantel antreten. Als er dabei vor dem Unteroffizier nicht still stand, wollte ihn der Unteroffizier zum Feldwebel führen. Unterwegs warf Hemmer dem Unteroffizier den Mantel vor die Füße und schlug den Unteroffizier, von dem sich Hemmer ungerecht behandelt glaubte, mit einem Schlüssel auf den Kopf. Das Kriegsgericht Nürnberg verurteilte den degenerierten Soldaten deswegen zu **2 Jahren und 1 Monat Gefängnis!** — Im Zivilleben hätte der Mann vielleicht einige Tage Gefängnis bekommen. Leutnant Eberlein, der in München einen Schutzmann mit dem Schlüsselbund niederschlug, kam damals viel besser weg, er wurde ganz freigesprochen.

Aus Nah und Fern.

Liebesdrama. In einem Tanzlokal in Brandenburg verletzte ein Soldat seine frühere Geliebte, die das Verhältnis mit ihm gelöst hatte, durch einen Revolverschuß. Das Mädchen wurde in das städtische Krankenhaus gebracht, wo eine lebensgefährliche Verletzung festgestellt wurde. Der Täter flüchtete zunächst, stellte sich aber später der Polizei, die ihn der Militärbehörde überlieferte.

Neue Todesopfer von Pilzvergiftungen. Von den auf Gut Wydawy bei Lissa nach dem Genuß giftiger Pilze erkrankten Personen sind sieben gestorben, vier liegen noch schwerkrank danieder. — Wie weiter ein Telegramm aus Gnesen meldet, sind bei dem Schmiedemeister Wszelaki in Marzenin sieben Personen an Pilzvergiftung erkrankt. Drei Erwachsene sind bereits gestorben.

Die gerettete Sittlichkeit. Seit einigen Tagen hat sich in Bochum ein sogen. Belustigungspalast niedergelassen, dessen Frontseiten ein Gemälde enthalten, das nixenraubende Faune darstellt. In allen Städten Deutschlands, wo das Unternehmen bisher gewesen ist, hat niemand etwas gegen die nackten Figuren einzuwenden gehabt, — bis in Bochum ein katholischer Geistlicher bei der Polizei Beschwerde einlegte, die dann verfügte, daß die Nixen mit einem Leinentuch überhangen werden mußten. Nun sieht man die Faune und die Köpfe der Nixen. Das Gemälde ist von Professor Naumann, Leiter der Dresdener Kunstakademie, entworfen und von den Kunstmalern Reh und v. Rinatzky in München ausgeführt.

Zu dem Werdener Straßenbahnunglück wird noch berichtet, daß der 12jährige Schüler Kinneskamp im Krankenhause seinen schweren Verletzungen erlegen ist. Das Unglück hat somit bisher drei Todesopfer gefordert. Im Krankenhause befinden sich noch vier Schwerverletzte und ein Leichtverletzter.

Jugendlicher Brudermörder. In Bellheim in der Pfalz wurde schon seit Wochen der zehn Jahre alte Knabe Martin Heinlein, der Sohn des Ackerers Martin Heinlein, vermißt. Jetzt wurde in einem Abfuhrgraben im Hörmtelwald durch einen Jagdhund die Leiche des Vermißten aufgefunden. Es stellte sich heraus, daß der Knabe von seinem 18jährigen Bruder Franz mit einem Prügel erschlagen worden ist, der die Tat beging, um sich den Besitz des ganzen väterlichen Vermögens zu sichern. Der Täter hat bereits ein Geständnis abgelegt.

Spionage. In Bjelostok, Gouvernement Grodno, wurde ein angeblich preußischer Ingenieur Wiskobinski unter dem Verdacht der Spionage verhaftet, da bei der körperlichen Untersuchung Brückenpläne, Photographien von Festungen sowie kompromittierende, nach Deutschland gerichtete Briefe bei ihm vorgefunden wurden. Der Ingenieur wurde in das Gefängnis von Grodno gebracht.

Der 2. September. Ein ungefährer Überschlag ergibt daß am 2. September (mindestens) 15000 Festreden in den dazugehörigen Sedanfeiern gestiegen sind. Wir alle kennen diese papiernen Sätze (eine Rede ist keine Schreibe, hat — für die Deutschen vergeblich — Th. Vischer gesagt), wir haben sie an unser Ohr schlagen hören, als wir träumend in Schulbänken saßen, und später, in Kasernen und Akademien, gab es ähnliches . . . . . Werden nicht noch heute wie damals Schlangen die Köpfe zertreten, Banner entfaltet und ins Wanken gebrachte Altäre des Vaterlandes dem gähnenden Schlund . . . oder so ähnlich. Es gibt aber auch Festredner, die wie seiltanzende Exzentriks die Feindschaft gegen die Welschen (nicht Franzosen — Welschen ist das Wort, mit „Tücke" ewiglich gepaart) in großen Händen verstecken, um dem verblüfften Publikum Deutschlands Aufschwung vorzujonglieren. Hin — her, sie lügen alle.

Fühlen sie es nicht, daß sie lügen? — Sie fühlen es nicht.

Fühlen sie es nicht, daß es nur eines kleinen Spazierganges von 10 Minuten bedürfte, um der Festgesellschaft klar zu zeigen: hier sind Kinder, die essen nur alle drei Tage etwas Warmes, und hier sind welche, die schlafen zu Dritt im Bett, und diese da müssen vierzehn Stunde Erntearbeit verrichten, und hier ist einer, der weiß seit Monaten nicht mehr, wie Fleisch schmeckt . . . . . Fühlen sie nicht wie sie lügen, wenn sie ein Land preisen, dessen Einwohner über die Grenzen müssen, um drüben billige Nahrungsmittel einzukaufen . . .?

„Und so bitte ich Sie verehrte Festversammlung, mit mir einzustimmen . . ."

Gewiß, stimmen sie ein. Denn sie verdienen, alle, alle.

Sedanrummel und Idioten. Das „Liegnitzer Tageblatt" bringt folgende Notiz: „Sedanfeier in der Idiotenanstalt. Gestern wurde in der Idiotenanstalt Wilhelm- und Augusta-Stiftung der Sedantag in schlichter Weise gefeiert. An dem schönen sonnigen Nachmittag vergnügten sich alte und junge Zöglinge mit allerlei Spielen, und abends bewegte sich ein langer Zug von männlichen und weiblichen Anstaltsangehörigen durch die mit bunten Lampions gezierten Wege. Viele trugen stolz ein Lampion, andere sangen eifrig patriotische und geistliche Volkslieder. Alle wurden durch das Abbrennen von Feuerwerkskörpern erfreut. Von den weiblichen Zöglingen hatte sich eine Anzahl sinnig maskiert. An einem Hoch auf den Kaiser und die Anstaltsleitung fehlte es nicht. Jedenfalls brachte die Sedanfeier einen Freudenstrahl in das gleichmäßige Anstaltsleben der mehr als 500 Idioten." — Mehr als 500 Idioten haben Hurra geschrien! Besser kann man den ganzen Sedanrummel nicht kennzeichnen, als es hier von der Liegnitzer Idiotenanstalt ungewollt geschehen ist.

Folgenschwere Kollision zweier Eisenbahnzüge. Ein von Florenz kommender Schnellzug ist auf dem Bahnhofe Riola mit einem Güterzug zusammengestoßen. Drei Personen wurden getötet und zwölf schwer verletzt. Die Opfer der Katastrophe sind Italiener.

Neue Opfer der Grube. Aus Paris wird berichtet: Durch schlagende Wetter wurden in der Grube la Clarence im Gebiet von Lens gegen **70 Grubenarbeiter verschüttet.** Die Katastrophe ereignete sich gestern 2¼ Uhr nachmittags, im Augenblick des Schichtwechsels. Die Zahl der unverletzt zutage beförderten Bergleute beträgt nur zehn. Drei wurden tot an die Oberfläche gebracht. Von den 24 mit schweren Wunden bedeckten Arbeitern sind drei beim Transport ins Spital gestorben. Die Zahl der noch im Schacht befindlichen Leichen wird auf 37 angegeben.

Das Räuberunwesen in Rußland. In Moskau wurde eine Bande von Verbrechern dingfest gemacht, die in kurzer Zeit nicht weniger als 36 Verbrechen, darunter 18 Mordtaten, begangen hat. An der Spitze dieser Bande stand ein 24 Jahre alter Russe namens Samyschkin. Um den Nachforschungen der Polizei besser entgehen zu können, hatte der Chef der Verbrecher eine äußerst geschickte Organisation eingeführt. Die Banditen kannten sich nicht bei Namen, ein jeder war dem anderen nur unter seinem Spitznamen bekannt, ebenso wußten sie die gegenseitigen Wohnungen nicht. Zu ihren vorsichtigen Gepflogenheiten gehörte auch noch, daß sie sich sofort nach der Ausführung eines Verbrechens trennten und Hunderte von Kilometern weit vom Tatorte entfernten. Nach einem Verbrechen hatten sie sich eines Automobils bemächtigt, nachdem sie vorher den Chauffeur und seine Freunde kurzerhand getötet hatten. Da sie aber mit der Führung des Automobils nicht vertraut waren, gaben sie die Fahrt mitten auf der Straße wieder auf. Der Bandenchef wurde in dem Augenblick verhaftet, als er versuchte, Kupons einzulösen, die von einem Einbruchsdiebstahl herstammten. Bei seinem Verhör benutzte er den Moment, in dem der Polizeikommissar seinen Kopf neigte, um diesem mit seinen Handschellen einen wuchtigen Schlag zu versetzen. Die Untersuchung bringt immer neue Verbrechen an den Tag, die von der Bande ausgeführt worden sind.

Aus Freundschaft zum Verbrecher geworden. In Bodenbach ist ein österreichischer Korporal zum Verbrecher geworden, um dadurch ein Vergehen seines Freundes aus der Welt zu schaffen. Der achtzehnjährige Korporal des 62. Infanterieregiments Alfred König unterschlug Dienstgelder, um Defraudationen seines Freundes zu decken. Die Veruntreuungen Königs wurden jedoch sogleich entdeckt, und der junge Unteroffizier erschoß sich als er verhaftet werden sollte. Sein Freund, für den er zum Verbrecher geworden war, erschoß sich ebenfalls.

Das Unwetter in Pennsylvanien und Virginien. Aus Pittsburg wird berichtet: Bei dem Unwetter am Montag sind 36 Personen umgekommen, viele werden noch vermißt. Der Schaden wird auf 1½ Millionen Dollar geschätzt.

Ein seltsamer Doppelselbstmord wurde am Montag von der Polizei von Chatam, Grafschaft Kent, entdeckt. Auf dem Geleise der South Eastern Bahn wurde die von den Rädern eines Zuges geköpfte Leiche eines Korporals der Marine-Infanterie gefunden. Die Taschen des Toten enthielten mehrere Briefe, von denen einer an die Behörden gerichtet war und folgenden Aufschluß über seinen Tod gab: „Wir haben beide Gift genommen. Florrie ist daran gestorben, mir hat es nichts geschadet. Um 12 Uhr nachts nahm ich eine zweite, weit größere Quantität des Giftes und wurde bewußtlos. Aber zwei Stunden später war ich wieder wohl. Ich schnitt mir dann die Pulsadern durch, aber das Blut floß nicht schnell genug. Jetzt gehe ich zur Eisenbahn hinab und lasse mich von einem Zug überfahren." Aus anderen Briefen, die man bei dem Toten fand, ergab sich, daß der Korporal Walter Darlow hieß und mit „Florrie" in Twydal Crossing wohnte. In dem bezeichneten Hause fand die Polizei die Leiche der jungen Frau, die mit einem Seemanne verheiratet war. Der Korporal und seine Geliebte konnten, wie es scheint, das Geklatsch der Nachbarn nicht ertragen, als es bekannt wurde, daß die beiden kein Ehepaar waren.

Auch ein Gottesgnadentum. Eine ganz besondere Marke unter seinen Berufskollegen scheint der marokkanische Sultan Mulay Hafid zu sein, der durch Allahs unerforschlichen Ratschluß und unter kräftiger Mithilfe seiner Landeskinder seit einiger Zeit außer Dienst gesetzt worden ist. Um der Liebe seiner früheren Untertanen zu entgehen, ist er mit seinem Harem auf Reisen gegangen und versucht zurzeit in Paris die mitgenommenen Millionen auf standesgemäße Weise wieder an den Mann zu bringen. Und zur Freude der Pariser Geschäftswelt versteht er das besser wie das „Regieren". Täglich besucht Majestät a. D. auf seinen Spazierfahrten die großen Kaufhäuser, um das nötigste für seinen Bedarf zu erwerben. Am Freitag begab er sich u. a. in ein Papierwarengeschäft, wo er 400 Füllfederhalter aller Farben und Sorten einkaufte. Darauf besuchte er ein zwei Häuser weiter gelegenes Spielwarengeschäft und kaufte von den dort ausgestellten Waren eine so große Menge, daß drei Wagen nötig waren, um sie nach seinem Hotel in Versailles zu befördern. Dort wurden sie gestern abend ausgestellt und von Mulay Hafid mit kindlicher Freude besichtigt. Wie der Schatzmeister des Exsultans zu seinem Leidwesen feststellen mußte, hat Mula Hafid gestern über 10 000 Frank ausgegeben. — Ehe die seinem Lande abgegaunerten Millionen alle werden, dürfte es sich empfehlen, daß Mulay Hafid eine Summe festlegt, um seinen standesgemäßen Aufenthalt in einer Nervenheilanstalt sicherzustellen.

Flucht aus einem Neuyorker Gefängnis. Aus dem Tombsgefängnisse in Neuyork ist Montag ein des zweifachen Mordes und anderer Verbrechen überführter Verbrecher entflohen, und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die Polizei ihre Hand dabei im Spiele gehabt hat. Englischen Blättern wird nämlich telegraphiert, daß Reynolds Forshey in eine Zelle neben dem in Untersuchungshaft befindlichen Polizeileutnant Becker gesperrt war. Schon am Donnerstag hatte Forshey einen Fluchtversuch gemacht. Seine Geliebte hatte zwei feine Stahlsägen, die sie im Busen barg, und eine Flasche Nitroglyzerin, die sie im Kopfhaar versteckt hatte, in das Gefängnis eingeschmuggelt. Gleich in der folgenden Nacht durchsägte Forshey das Gitter des Ventilators und wäre sicher entkommen, wenn nicht das Fallen einer Säge auf den Zementboden die Wächter alarmiert hätte. Seitdem haben den Teil des Tombsgefängnisses außer den Wächtern nur Polizisten betreten. Trotzdem sind Forshey abermals Sägen und Sprengstoffe zugesteckt worden, und nachts gelang es ihm, durch den Ventilatorschacht zu entfliehen. Der Ausbrecher gelangte in die Tischlerwerkstatt, wo er eine Leiter fand, mittels der er die Mauer erkletterte, die das Gefängnis von der Straße trennt. Erst zur Frühstückszeit wurde die Flucht Forsheys entdeckt. Es heißt, die Polizei habe ihn mit Sägen und den Sprengstoffen versehen, damit er auch dem Leutnant Becker zur Flucht verhelfe. Forshey habe indessen nur an seine eigene Rettung gedacht und sein Versprechen nicht erfüllt.

---

sachen Sorgen, welche während der letzten Tage seine Gedanken beansprucht, fast gänzlich aus dem Gedächtnis geschwunden, jetzt indessen hätte er einen Eid darauf ablegen mögen, daß er dieselbe Persönlichkeit wie damals vor sich habe. Mit einer leichten Neigung hatte sich der Geistliche nach Harriet und Young gewandt und hob jetzt das Auge nach Reichardt, der ihn wahrscheinlich mehr forschend ansah, als es zu dem gewöhnlichen Gesellschaftstone passen wollte, denn in fragender Befremdung blieb sein Blick in dem des jungen Mannes hängen.

„Entschuldigung, Sir," begann Reichardt, welcher seinen Fehler schnell erkannt hatte, „ich frug mich nur soeben, ob ich nicht das Vergnügen gehabt, Sie kürzlich in Saratoga zu sehen."

„Ich war allerdings dort," erwiderte der andere mit leichtem Kopfneigen, „ohne mich jedoch entsinnen zu können, Ihren Zügen, Sir, dort begegnet zu sein."

„Es war allerdings nur ein halber Tag, welchen ich mich aufhielt, und auch dieser nur mehr hinter der Kulisse!" erwiderte er, ohne den Ausdruck von Humor, welchen seine Antwort in ihm selbst erregte, ganz unterdrücken zu können.

„Der Gentleman, welcher die Orgel in der Episkopalkirche spielen wird — unser ehrwürdiger Mr. Curry von der Methodistenkirche!" beeilte sich die Frau vom Hause beide einander vorzustellen. Curry hielt ihm stets die Hand entgegen, ohne dabei die frühere Miene von Befremdung ganz aufzugeben, und nahm dann zur Seite der Mrs. Burton auf einem Stuhle Platz.

„Sind schon bestimmte Arrangements für Ihr Verbleiben an unserer Kirche getroffen, Sir?" frug Young, sich an den Deutschen wendend, und dieser sah aufblickend einen kurzen hämischen Zug um des Fragers Mund zucken, der so genau mit seinen gehegten Befürchtungen übereinstimmte, daß er um die Deutung desselben nicht einen Augenblick verlegen war.

„Glaube kaum, Sir," erwiderte er leicht, „jedenfalls habe ich, wenn kein Übereinkommen zustande kommen sollte, hier einige höchst angenehme Tage verlebt, und ich bleibe dann nahe genug, um meine hiesigen Bekanntschaften nicht ganz aufgeben zu müssen. Ich gedenke schon morgen eine andere Stellung in Neuyork anzunehmen, falls sich bis dahin hier nichts entscheidet —"

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co.
Sämtlich in Lübeck.

lichem und politischem Gebiete in England bald ändern. Aber es ist schwer, die britischen Arbeiter aus ihrem bleiernen politischen Schlaf aufzurütteln.

Doch zurück zum Houses of Parliament, dem wir ja einen Besuch abstatten wollten. Es ist nicht so einfach, in die heiligen Hallen der Volksvertreter hineinzukommen. Dazu bedarf es einer von einem Parlamentsmitglied unterschriebenen Einlaßkarte, die uns in liebenswürdiger Weise der Sekretär des Communist Working Men's Club, Genosse Niessen, besorgte. Mit dieser Karte bewaffnet passierten wir die Schutzmannskette, die Wache hält, daß kein Unbefugter sieht, wie in England das Parlament regiert. Nach langem Warten — die Vertreter der Arbeiterpartei im Parlament hatten natürlich keine Zeit für ihre ausländischen Genossen — wurden wir denn auf die Galerie des Houses of Commons, des Unterhauses, geführt, von der aus wir Gelegenheit hatten, der Komödie beizuwohnen. Eine Komödie schien es wenigstens zu sein, was sich da unten in dem gerade nicht überwältigend schön ausgestatteten Saale abspielte. Dort erblickte man zunächst den würdigen Mister Speaker, den Präsidenten des Hauses, geschmückt mit einer großen weißen Perücke, die bei der gerade herrschenden großen Hitze der Schweißbildung außerordentlich förderlich war. Vor ihm saßen, ebenfalls weiß perückt, die beiden Schriftführer. In der Mitte des Raumes steht der Tisch des Hauses, auf dem die verschiedensten Bücher aufgetürmt sind. Lord Balfour, der frühere konservative Premierminister, redete gerade über die geplante Wahlreform, von der er nichts wissen will. Sein konservativer Parteifreund, der neben ihm sitzt, gestaltet die Szene dadurch sehr hübsch und malerisch, daß er seine langen Beine soweit wie möglich auf den Tisch des Hauses streckt, wobei er nicht unterläßt, die Hände möglichst tief in seine Taschen zu vergraben. Man konnte als unbefangener Zuschauer die Befürchtung nicht unterdrücken, daß der Parlamentsflegel dem gegenübersitzenden armen silberhaarigen liberalen Premierminister Asquith den Bücherberg vom Tisch des Hauses auf den Leib stoßen wollte. Es ging aber noch gut ab, und so konnten wir auch noch eine längere Rede Mister Asquiths entgegennehmen, die sehr interessant und wichtig gewesen sein soll, von der wir aber nicht allzuviel verstanden. Sie fand jedenfalls die Zustimmung eines Teiles der sehr ehrenwerten Mitglieder des Hauses, die mit und ohne Kopfbedeckung an der Sitzung teilnahmen. Daß sich kein Mitglied des Hauses oder der Regierung zum Wort meldet, sondern einfach drauf los redet, sei nebenbei bemerkt. Als auf der Galerie beinahe die Hälfte der Zuhörer sanft entschlummert war, entfernten wir uns, um sie nicht zu stören.

Auf den Besuch des Houses der Lords mußten wir leider verzichten, da unsere Verbindung mit dem englischen Adel nur eine sehr lose ist und man ohne eine Karte, die ein Peer ausgestellt hat, nicht das „Herrenhaus" betreten darf. Viel dürften wir dabei nicht verloren haben.

So groß die Bedeutung des englischen Parlaments und seine Macht auch ist, so lächerlich und komisch muten den Deutschen doch die damit verknüpften, aus grauer Vorzeit stammenden religiösen und anderen Formalitäten an, die ebenso wie die weißen Perücken des Speakers und der Schriftführer gar nicht in die moderne Gegenwart hineinpassen wollen.

(Schluß folgt.)

Für unsere Frauen.

Woher kommt der Frauenüberschuß?

Es ist eine allbekannte, durch die Bevölkerungsstatistik festgestellte Tatsache, daß wir im Deutschen Reiche etwa 1½ Million mehr Frauen als Männer haben. Man hat schon verschiedentlich versucht, die Gründe für diese auffällige Erscheinung festzustellen. Interessantes Material darüber erbringt der soeben erschienene Bericht des Statistischen Amtes der Stadt Berlin über die Bevölkerungsvorgänge des Jahres 1911. In Berlin übertraf 1911 die weibliche Bevölkerung, die 1 076 500 Köpfe zählt, die männliche (mit 995 440 Köpfen) um insgesamt 81 000. Dieser Überschuß an Frauen ist also in Berlin verhältnismäßig weit größer als in den übrigen Teilen des Reiches. Dieser Überschuß hat nicht etwa seine Ursache darin, daß mehr Mädchen als Knaben geboren wurden. Im Gegenteil, wie im ganzen Reiche, so sind auch in Berlin mehr Knaben als Mädchen geboren worden, und zwar in Berlin 1200 mehr. Das Verhältnis ist 106 Knaben zu 100 Mädchen. Allerdings sind mehr männliche als weibliche Personen von Berlin fortgezogen und zwar zirka 25 000. Das findet aber seinen Ausgleich darin, daß auch mehr Männer als Frauen zuzogen. Der weibliche Wegzug ist fast genau so groß wie der Zuzug, nämlich 122 500.

Woher kommt nun trotz alledem der Frauenüberschuß? Er ist einzig und allein in der größeren Sterblichkeit des männlichen Geschlechts zu finden. Schon die Säuglingssterblichkeit ist bei den Knaben größer als bei den Mädchen. Im allgemeinen kommen im Deutschen Reich auf 100,3 gestorbene männliche Personen 100,0 weibliche, in Berlin ist das Verhältnis 107,6 zu 100,0. Schon zwischen dem 20. und 30. Lebensjahr schlägt der Überschuß zugunsten der Frauen um und wächst mit zunehmendem Alter. Von den das zwanzigste Lebensjahr überschreitenden Menschen hat nach Ausweis der statistischen Untersuchungen der Mann noch weitere 38,4 Jahre vor sich, die Frau aber noch 40,2 Jahre.

Auch dieses eigenartige Walten des Todes hat seine Ursachen. Vielleicht tragen die Eigenheiten des Geschlechtslebens dazu bei, vor allem aber dürften es die größeren körperlichen und geistigen Anstrengungen sein, denen die Männer unterworfen sind. Aus der immer gefährlicher und aufreibender werdenden Berufsarbeit des Mannes erklärt sich also auch, daß der Frauenüberschuß immer größer wird.

Kleines Feuilleton.

Die Nickelflechte.

Das Nickel, ein früher sehr wenig gebräuchliches Metall, findet heute weitestgehende Verwendung zu industriellen Zwecken. Leider hat es bei denen, die viel mit ihm zu tun haben, eine Berufskrankheit gezeitigt, die in einem lästigen Hautleiden besteht. Durch das Eintauchen der Hände in das Nickelbad wird eine krankhafte Reizung der Haut bewirkt und es kommt zur Bildung der sogenannten Nickelflechte, die wegen ihrer äußeren Ähnlichkeit mit der Krätze auch Nickelkrätze genannt wird. Sie tritt an Händen und Unterarmen auf und vermag zur völligen Arbeitsunfähigkeit zu führen. In besonders schwerer Form tritt sie bei denjenigen Arbeitern auf, die die zu vernickelnden Metallgegenstände durch Behandlung mit Alkalien von Fett reinigen müssen. Indessen gibt es wieder einzelne Personen, die für die Nickelflechte durchaus unempfänglich sind. Als Schutzmittel verwandte man bei derartigen Arbeiten lange Gummihandschuhe, die aber von den Arbeitern ungern getragen wurden, außerdem noch besondere Seifen und Salben, die neben ihrer Schutzwirkung die Eigenschaft haben, die einmal aufgetretene Nickelflechte zur Heilung zu bringen. Häufiges Waschen, sorgfältiges Abtrocknen der nassen Hände und Arme sowie allgemeine Sauberkeit überhaupt sind im übrigen ein gutes Vorbeugungsmittel gegen die Nickelkrätze. Die Zahl der Erkrankungen ist ungewiß, jedoch nicht zu gering anzuschlagen. Nach Angaben der „Medizinischen Klinik" (1912, Nr. 33) wurde ungefähr ein Viertel der Arbeiter und Arbeiterinnen in den untersuchten Betrieben von der Nickelflechte heimgesucht; zirka vier Prozent mußten wegen wiederholter Erkrankung den Beruf wechseln. — Die Heilungsdauer der Nickelflechte beträgt meist acht Tage, wenn die Erkrankten sofort aus der Arbeit entfernt werden und die richtigen Gegenmittel gebrauchen. In den Fabriken, in denen die Entfettung der zu vernickelnden Gegenstände auf maschinellem Wege vorgenommen wird, ist die Krankheit bereits völlig verschwunden. Doch ist diese Methode leider sehr kostspielig und daher nur in größeren Betrieben durchführbar.

Aus den Witzblättern.

Der verlorene Sohn. Siegfried Mandelsaft hat seinem Vater gelobt, niemals Hasard zu spielen. Eines Tages findet der alte Herr seinen Sohn mit allen Anzeichen der Verstörtheit. Er nimmt ihn scharf ins Gebet und erzwingt nach langem Verhör ein Geständnis: „Vater, ich habe gespielt!" — „Der Schlag soll dich treffen! Dazu hab' ich dich erzogen und ermahnt so viel Jahr? Geh' mir aus den Augen!" — „Vater, verzeih' mir!" — „Niemals! Ein Sohn, was lasterhaft ist, ein Sohn, was sein Wort nicht hält, is nich mehr ein Sohn! Wieviel haste verloren?" — „Vater, ich hab' gewonnen; dreihundert Mark!" — „Waas? Dreihundert Mark haste gewonnen? Nu, und bijte da eso verstört??"

In der Sommerfrische. „Dös geht fei net! Alle Tag bleibt unsa Zimmerherr bis Mittag im Bett, und mir brauch'n dös Bettuch zum Tischdecken!"

Königlich bayrisch. „Geltens, Hochwürden, bals mir a Staatslotterie kriag'n, nacha gewinnt bloß der, wo beim Zentrum ist!" (Aus „Simplizissimus".)

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co.
Sämtlich in Lübeck.

Wöchentliches
Unterhaltungsblatt des Lübecker Volksboten.

Nr. 35. Mittwoch, den 4. September 1912.

Das Menschenschlachthaus.*)

Maschinen sind auf uns gezückt. Wir laufen gegen die Maschinen an. Und die Maschine triumphiert in unser Fleisch hinein. Und die Maschine trinkt das Blut aus unseren Adern und säuft es eimerweise aus. Schon liegen hinter uns die Angeschossenen in Reihen hingemäht und wälzen sich auf ihren Wunden. Und doch stürmt es von hinten nach, zu hunderten, junges, gesundes Menschenfleisch, das die Maschine schlachten wird . . . .

„Sprung auf! marsch! marsch!"

Da stürmt der junge, kühne Leutnant hin . . . er schwingt den Degen feurig über seinem Haupte . . . ein malerisches Bild . . . ich lauf ihm nach . . . . ich höre sein Hurra . . . . Da schwankt das schöne Bild . . . . Der Degen fliegt . . . . Der Leutnant stolpert und schlägt mit dem Gesicht auf kurze harte Stoppeln auf . . . . ich aber spring an ihm vorbei . . . ich höre nichts mehr als das unheimliche Surren aus dem Wald . . . ich fühle förmlich, wie das Blei in unsere Reihen klatscht und wie es links und rechts zu Boden bricht . . . Hinlegen! Schnellfeuer! ich werf mich hin und reiße das Gewehr nach vorn . . . warum bleibt das Kommando aus? Kein Leutnant ruft, kein Unteroffizier, wohl zwanzig Schritte erst der nächste Mann . . . und dann noch einer . . . nur wir drei . . .

Erschossen liegt der erste Zug im Stoppelfeld . . . was nun? Der Boden wird lebendig hinter uns . . . und Klappern, Keuchen und Geschrei . . . und wieder rasselt dumpf der Wald . . . Da liegen sie und atmen schwer . . . kein Wort . . . die Flinte vor . . . und Schuß auf Schuß . . . . das ist die sechste und die siebente Kompagnie . . . sie haben unsere Lücken ausgefüllt.

Sprung auf! marsch! marsch!!"

Vor stürzt der Kopf, vor stürzt der Körper in die Kugelzone und springt dahin, die Augen gierig an den Erdboden geklammert, den nächsten Maulwurfshügel niederstürzend zu erspähen. Und wenn das aufgeregte „Hinlegen" sich überschlägt, stolpern auch wir und liegen da wie hingefegt . . . und siehe da, er kommt herbei, der mörderische Wald . . . . „Sprung auf! marsch! marsch!!" . . . Wer weiß es, ob er schon getroffen ist . . . Da hinter dem Gebüsch, da kommt es her . . . da knattert der Kugelstrahl . . . da zwischen weißen Buchenstämmen sprang der Bleibaum uns entgegen . . . Da hinter diesem grünen Wall, da sitzt der Mord und schießt uns Arm und Bein vom Rumpf . . . erwürgen, wie er uns erwürgt! zerreißen, wie er uns zerreißt!

„Sprung auf! marsch! marsch!" Der Körper rast im Wirbelsturm — der Wald! der Wad . . . Die letzte Muskel ist noch auf den Wald gespannt . . . als wär die Seele aus dem Leib gesprungen, so jagt der Leib ihr nach, dem Walde zu . . . zerschossene Lungen laufen und durchbohrte Lebern springen noch dahin . . ., und trifft es nicht den Kopf, springst du auch diesmal wieder auf, und fällst du hin, kriechst du auf allen vieren in den Wald . . .

Was da? — — —

Es ist auf einmal still geworden . . .

Die Maschinen sind verstummt . . .

Kein Schuß, kein Feuerbogen mehr . . . da — in den Büschen rauscht es auf . . . Die Zweige schlagen oben heftig aneinander — sich! durch die Bäume flieht es hin und schleppt und schiebt — — nun wollen sie zuguterletzt die kostbaren Maschinen vor uns retten.

Sa! sa! es dröhnt der Erdboden und zittert unter unserm Leib . . . Hurragebrüll, geschwungene Gewehre, so kommt es hinter uns . . . nun laufen die Reserven an zum letzten Sturm . . . in dichten Haufen kommen sie gerannt — Pioniere, Jäger, Musketiere . . . ein langer Pionier springt über mich hinweg — ich sehe, wie im Sprunge seine Augen funkeln . . . auf! ihnen nach! . . . da ist das Heidekraut . . . da ist der Wall . . . hinunter in den Graben! und hinauf auf allen vieren . . . wo sind sie? wo? . . . da an dem Tannenholz . . . gleich werden sie verschwunden sein — vorbei an dicken, silberhellen Baumstämmen, vorbei an grünem Buchenlaub, darin die Sonne lacht, stürmt nackt und rot der Blutdurst hin . . . kopfüber durchs Gebüsch — und nun — das zappelt so possierlich vor den Augen hin und schlängelt in geschickten Kurven sich um Baum und Busch . . . das klebt an der Maschine fest, als wäre es an dem Eisen angewachsen. Ha, ha! da in der Lichtung warten schon die Pferde. „Laßt los! Lauft was ihr könnt! Hunde, laßt los!" Sie aber lassen nicht . . . denn ihre Pferde stampfen durch die Bäume her . . . der Wagen schlendert in den Strängen . . . gleich werden sie die Rohre auf den Wagen werfen . . . und dann heidi! . . . ich kann nicht mehr — die Bäume tanzen mir rund vor den Augen . . . ich stolpere über eine Baumwurzel . . . schlagt zu, schlagt zu! Da sind die unsrigen heran und hauen blindling auf die Köpfe drein und stechen in gebogene Rücken und entblößte Nacken, daß es quiekend auseinanderfährt . . . ich raff mich auf . . . ein blutjunges Bürschchen liegt und klammert sich an sein verlassenes Geschütz . . . fluchend springt einer auf ihn los, — das ist der Holsteiner, barhäuptig, weitverzerrt . . . der Junge streckt ihm die zerschossene Hand entgegen . . . der Unterkiefer wackelte, doch der Mund bleibt stumm . . . Da fährt ihm schon das aufgepflanzte Eisen in die Brust . . . erst faßt die Rechte, dann die zerfetzte Linke nach dem Bajonett, als wollte er sterbend es aus seinem Herzen ziehen, so klammert er sich an der Klinge fest . . . ein Stoß, ein Ruck! . . . ein heller Blutstrahl springt der Klinge nach . . . und Herz und Atem röcheln in die welken Blätter . . .

Erschlagen liegen rings die Menschen auf dem braunen Waldboden . . .

Noch aber leben die Maschinen. Und gegen die Maschinen bäumt das Blut, entbrennt das Fleisch . . . Das Schanzzeug los! . . . mit hochgeschwungenen Äxten stürzen sie auf die Maschinen los und schmettern auf die Läufe drein. Aufschreien wie verwundet die Retorten, darin der Tod sein Tränklein kochte . . . der Mantel springt . . . das Kühlwasser fließt heraus . . . und die Lafette splittert in die Luft . . . verbogenes Metall, Radspeichen und Patronenrahmen decken rings den Erdboden, wir aber schlagen und zertreten, was am Boden liegt, bis sich das heiße Blut an dem Metall gekühlt. — — — Nun laßt es steigen hochgemut, das donnernde Viktoria! Laßt klingen Pfeifen und Trompetenschall! Das ist der Tod auf freiem Feld! Da ist Soldatenlust und Schlachtenbraus: mit offener Brust in das gezückte Eisen rennen, das weiche bloßgelegte Hirn jauchzend an eine Wand von Stahl zu schmettern! So massenhaft, so kaltblütig, so sachverständig rottet man nur das Ungeziefer aus. In diesem Kriege sind wir nichts als Ungeziefer mehr.

*) Im Verlag von Alfred Jansen, Hamburg, erschien das von uns bereits kurz besprochene „Das Menschenschlachthaus". Eine Schilderung des kommenden Krieges von Wilhelm Lamszus. Preis 1 Mark. Grauenhafte Schlachtenbilder entrollt der Verfasser und doch würden sie im Kriegsfalle von der Wirklichkeit wahrscheinlich noch übertroffen werden. Das Büchlein ist als Kampfschrift gegen den Krieg sehr zu empfehlen. Wir entnehmen ihm als Probe für unsere Leser obige Skizze.

Londoner Eindrücke.

Von Paul Löwigt.

Es war ein prächtiger Sommerabend, als unsere „Seemöve", ein nicht sehr großes, aber wackeres und guteingerichtetes englisches Schiff, den Hamburger Hafen verließ und in schneller Fahrt die Elbe hinabglitt, vorbei an den anmutigen grünen Elbhöhen, von dessen hellerleuchtete Restaurants und schmucke Villen herübergrüßten. Das romantisch gelegene Blankenese mit dem Süllberg war bald ebenso wie vorher die hanseatische Welthafenstadt in der Dämmerung verschwunden; ein schwacher Lichtschein am graublauen Firmament, der langsam erlosch, gab allein noch Kunde von ihr. —

Dichte schwarze Rauchwolken entquollen dem mächtigen Schlot unseres Dampfers, die Maschinen stampften und sangen ihr einförmiges Lied. Nach einigen Stunden war die von Schiffen belebte Nordsee erreicht. Die meisten Passagiere hatten sich schon vorher zur Ruhe begeben. Als die Sonne des jungen Tages in den Kabinen lachte und die Schläfer weckte, war vom Lande nichts mehr zu sehen. Soweit das Auge reichte, sah man das weite blaue Meer in seiner majestätischen Größe. Und wenn auch die Nordsee häufig recht wild und ungebärdig sein kann, so zeigte sie sich uns doch von ihrer freundlichsten und angenehmsten Seite; in

ihren leichten silberfunkelnden, nur selten von weißen Kämmen gekrönten Wellen wiegte sich sanft das Schiff auf seiner Fahrt.

Nach den Ankündigungen der Reederei sollte die Reise von Hamburg nach England im günstigsten Fall in 28 Stunden ausgeführt werden. Günstigeres Wetter, als wir es hatten, konnte es gar nicht geben und doch waren wir 32 Stunden auf dem Wasser. Ohne ein klein wenig Aufschneiderei geht es eben auch bei den englischen Schiffahrtsgesellschaften nicht ab. Wir waren allerdings darüber keineswegs böse, denn diese Seereise war ein wirklicher Genuß.

In den frühen Morgenstunden des Montags tauchten Albions grüne Küsten aus dem blauen Meere auf und bald hatte die „Seemöve“ oder „Seamew“, wie ihr am Bug prangender richtiger Name lautete, ihr Ziel, den stark befestigten Hafen von Harwich, der an einer tief ins Land schneidenden Meeresbucht liegt, erreicht. Wenige Minuten später und wir standen erstmalig auf englischem Boden. Da wir nur wenig Gepäck mit uns führten, so war die Zollrevision, die in recht konzilianter Weise vor sich ging, bald vollbracht, unsere Handtasche mit einem anscheinend dem chinesischen Buchstabenschatz entnommenen Kreidezeichen von den Zollbeamten versehen und dann konnten wir gehen wohin es uns beliebte.

Da es um unsere englischen Sprachkenntnisse nur sehr mäßig bestellt war, die Engländer meistens jedoch noch weniger mit der deutschen Sprache umzugehen verstehen, so gestaltete sich unsere Konversation mit der einheimischen Bevölkerung zunächst nur wenig anregend und ausgedehnt. Das schadete auch nicht viel, denn der Train, der die Reisenden nach London bringen sollte, stand schon auf dem nahen Bahnhof bereit und dahin konnte man auch ohne viel Fragen und Antwort gelangen.

Es muß zugegeben werden, daß der erste Eindruck, den unser Londoner Zug auf uns machte, ein sehr günstiger war. Nur Wagen erster und dritter Klasse führte er mit; dabei waren die Wagen dritter Klasse gut gepolstert und die Polsterung mit Plüsch überzogen. So etwas kennt man in Deutschland nicht. Wo derartige Lichtseiten sind, da fehlt gewöhnlich auch nicht der Schatten, und die Schattenseite unseres sonst so vortrefflichen Zuges war der gänzliche Mangel gewisser stiller Orte, in denen man Bedürfnisse verrichtet, über die gewöhnlich nicht gern gesprochen wird. Die gefährliche Art, wie die Passagiere sich nun behelfen müssen, wollen wir nicht verraten; sie dürfte auch nicht nach jedermanns Geschmack sein. —

Fruchtbare Felder, grünende Fluren durcheilte der Zug; freundliche, nicht sehr große Städte wurden passiert. Dann nahte die Metropole. Eine endlose Reihe von eingeräucherten meistens zweistöckigen Backsteinbauten mit schmucklosen Fassaden, ohne Giebel aber seltsam geformten Schornsteinen, aus denen ein Wald von Röhren emporsprießt, zeigte, daß wir unser vorläufiges Reiseziel erreicht hatten. Wenige Minuten später, und wir versanken in dem unaufhaltsam flutenden Verkehr des Bahnhofs Liverpool-Street.

* * *

Der Londoner Verkehr.

Ein Besuch Londons bietet für jeden Bewohner des Kontinents sicherlich reiche Eindrücke der verschiedensten Art. Nicht die Sitten und Lebensgewohnheiten der Engländer, die sich von denen der Deutschen sehr wesentlich unterscheiden, sind es, welche das Interesse in erster Linie erwecken, auch nicht die Museen und Sammlungen mit ihrer unerschöpflichen Fülle und Vielgestaltigkeit, sondern der gewaltige Londoner Verkehr an den Wochentagen imponiert am meisten, der nirgend in der Welt seinesgleichen haben dürfte, in Berlin, Wien und Paris sicherlich nicht. Man muß das Gewirr von Automobilen, Lastwagen, Droschken, Omnibussen und anderen Gefährten gesehen haben, das durcheinanderstrebt und an den Kreuzungen der meistens nicht sehr breiten Hauptverkehrsstraßen schier unauflösliche Knoten zu bilden scheint, um die einfache Regelung des Ganzen durch eine Handbewegung eines Policemans zu bewundern. Darin unterscheiden sich gerade die meist hühnenhaften Londoner Policemen von den preußischen Schutzleuten, daß sie nicht in erster Linie zur Absperrung, sondern zur Förderung des Verkehrs bestimmt und auch in dieser Richtung tätig sind. Sie bedürfen deshalb auch nicht des Sabuls, ohne den man sich bei uns einen Polizisten gar nicht denken kann.

Der immer wechselnde, grandiose Bilder bietende Londoner Straßenverkehr würde sein Bett überfluten, wenn nicht rechtzeitig für Entlastung gesorgt worden wäre. Und das ist durch acht verschiedene Untergrundbahnlinien geschehen, deren „Tuben“ gleich Maulwurfsgängen kreuz und quer tief unter dem Niveau der Straßen das Erdreich durchziehen und alle wichtigen Punkte der Stadt miteinander verbinden. Zu jeder Zeit befinden sich auf diese Weise Tausende Menschen unter London in einer Tiefe bis zu 25 Metern; große Fahrstühle befördern sie an den leicht kenntlich gemachten Stationen wieder ans Tageslicht.

Für den praktischen Sinn der Engländer spricht auch die Anlage der zahlreichen großen Fernbahnhöfe, die es dem Reisenden möglich macht, mit einem Wagen direkt an den Zug zu fahren, anstatt wie bei uns nur bis zum Eingang des Bahnhofes. Dicht neben den Geleisen, auf denen der Zug hält, befindet sich innerhalb der Halle die Fahrbahn für Fuhrwerk; hier kann man von dem Waggon in die Droschke oder umgekehrt einsteigen, ohne einen weiteren Weg machen zu müssen. Wenn nicht die unzähligen Reklamen wären, welche auf allen Bahnhöfen den Reisenden von allen Seiten mit ihren grellen Farben anschreien und die Namen der Stationen völlig unkenntlich machen, könnte man die Londoner Bahnhöfe wohl den unsrigen als Muster empfehlen.

Der Passagierverkehr auf der oberen Themse, die bei London die Breite der Elbe in Hamburg bei weitem nicht erreicht, ist nicht sehr bedeutend. Dafür wird der Strom aber von einer ganzen Anzahl Brücken überspannt, die täglich von Hunderttausenden passiert werden. Auf der verkehrsreichsten dieser Brücken, der 928 Fuß langen aus fünf granitenen Bogen zusammengesetzten London-Bridge, kreuzen täglich mehr als 40 000 Fuhrwerke; dazu die ungeheure Menge der Fußgänger, die von einer Seite zur anderen strebt. Ein Meisterwerk der Technik ist die mit einem Kostenaufwande von rund 30 Millionen Mark errichtete Tower-Bridge, die von zwei großen Steintürmen getragen wird. Wenn Seeschiffe die Brücke passieren, wird der mittlere Teil nach beiden Seiten hydraulisch in die Höhe geklappt und der Fußgängerverkehr über die 43 Meter über dem Wasserspiegel der Themse gelegene Oberbrücke gelenkt.

Doch nicht nur überbrückt ist die Themse, sondern auch verschiedentlich untertunnelt. Der größte dieser Tunnel verbindet Blackwell mit Greenwich. Fast zwei Kilometer lang, braucht ein Fußgänger zirka zwanzig Minuten, um ihn zu durchschreiten. Während in Hamburg Fuhrwerke und Passanten erst mittelst Fahrstuhls in die Tiefe befördert werden müssen, um die Sohle des Tunnels zu erreichen, ist der Blackwell-Tunnel mit einer sich sanft senkenden und ebenso steigenden Ein- und Ausfahrt versehen, die es auch den Fuhrwerken gestattet, direkt unter der Themse hindurchzufahren. Unser Trommelfell droht zu zerspringen von dem ohrenbetäubenden Getöse, welches die durch den Tunnel rasenden Autos und Fuhrwerke verursachen. Alles hastet eben in London; niemand hat Zeit.

Von dem Umfang und der Dichtigkeit des Londoner Straßenverkehrs, dessen Höhepunkt in der inneren Stadt, der sogenannten City erreicht wird, wo die Börse und die Bank von England sich befinden, gibt die Statistik ein kleines Bild. Dort passieren wochentäglich 500 000 Fußgänger und 50 000 Wagen, pro Stunde zirka 45 000 bis 50 000 Personen. Daß ein solcher Riesenverkehr große Gefahren für das Leben und die gesunden Glieder der Passanten in sich birgt, ist selbstverständlich. So sollen im Jahre 1911 in den Londoner Straßen 410 Personen getötet und 14 254 verletzt worden sein. Das sind blutige Zahlen, die sich im Laufe der Zeit kaum verringern werden, denn der Verkehr wird sich noch steigern anstatt abzuebben.

Nirgends kann man den Weltstadtverkehr Londons besser beobachten als von dem Deck eines Autobus, für den die Engländer die musikalische Bezeichnung „Baß“ haben. Man schwimmt dann mitten in dem gewaltigen benzinduftenden Strom, dessen Wellen sich von allen Seiten herandrängen, die aber von den geschickten Führern der Gefährte leicht abgewehrt werden. Wie eine gewaltige Symphonie klingt und rauscht das Hasten und Treiben des Weltstadtverkehrs, dessen bannenden Zauber sich so leicht niemand entziehen kann, an unser Ohr.

Bemerkt sei noch, daß es im eigentlichen London Straßenbahnen überhaupt nicht gibt. Trotzdem, oder besser gesagt gerade deswegen, sind die Verkehrsgelegenheiten und die Abwickelung des Verkehrs weit besser geregelt als bei uns in Deutschland.

* * *

Die Lungen der Weltstadt.

In einer Stadt mit mehr als sieben Millionen Einwohnern, in der unzählige Schlote ihren giftigen Atem aushauchen und die ganze Gegend mit einem grauen Dunstschleier umhüllen, würde der Aufenthalt schier unerträglich sein, wenn man nicht Vorsorge getroffen hätte, um die schlechte verbrauchte Luft durch eine ständige Zufuhr reiner, sauerstoffreicher zu ersetzen. Und diesem Zwecke dienen in London ebenso zahlreiche wie ausgedehnte Parks. Die größten und bekanntesten sind der Hyde-Park und der Regents-Park. Der erstere ist im vornehmsten Viertel Londons, dem Westen, gelegen und von Kensington Garden nur durch ein

schmales Gewässer getrennt. Ein prachtvoller, alter Baumbestand, ausgedehnte Rasenflächen machen den Aufenthalt in diesem riesigen, von gutgepflegten Wegen durchzogenen Garten gerade an heißen Tagen zu einem außerordentlich angenehmen. Dann wimmelt es dort abends wie in einem riesigen Ameisenhaufen, dem die Themsestadt aus der Vogelperspektive schon ohnehin gleicht. Auf Tausenden und Abertausenden von Stühlen, für deren einmalige Benutzung man einen Penny entrichten muß, sitzt das Publikum und gafft sich gegenseitig an. Die sogenannte vornehme Welt zieht es vor, in eleganten Kutschen und Autos durch die „Rotten Row“, die große von Bäumen und Stühlen umsäumte Promenade des Hyde-Parks zu kutschieren, mit einander zu kokettieren und vor allem ihre kostbaren Toiletten bewundern zu lassen, ähnlich wie die Wiener Haute volé es in der Prater-Allee macht.

Im Hyde-Park ist auch die Stätte, wo sich „das Herz zum Herzen findet“. Unter den zahllosen alten Bäumen, deren Aeste und Zweige den grünen Rasenteppich überdachen, da kost die junge Welt, deren Reichtümer einige Penny und die glückliche Jugendzeit sind. Ueberall hat man vorsichtigerweise immer zwei Stühle, — à einen Penny für die Benutzung — so dicht nebeneinandergestellt, daß sich die Paare ohne viele Mühe umschlingen und Mund auf Mund pressen können. Was auch nicht unterlassen wird, unbekümmert um die vielen Spaziergänger, die dort herumwandeln. Wenn man jung und nur ein Atom ist unter Millionen, wen kümmern dann die Augen der andern!

Doch auch an düsteren Elendsbildern fehlt es dem Hyde-Park nicht. Hier kampieren im Sommer jede Nacht Tausende von zerlumpten Proletariern, zum großen Teil Bassermannsche Gestalten, denen man im Dunkeln nicht gern allein begegnet, die keine Stätte sonst haben, wo sie ihr müdes Haupt hinlegen können, deren einziges Dach das blaue Firmament ist, von dessen Höhe die Sterne strahlen auf soviel unverschuldetes Elend und auf soviel unverdienten Glanz und Reichtum. Und wenn die feingekleideten Drohnen naserümpfend an den vielfach schon stumpfsinnigen Obdachlosen vorübergehen, die von der Polizei im Hyde-Park geduldet werden müssen, weil sie ihnen doch kein Obdach verschaffen kann, dann ist noch sehr die Frage, wessens Leben für die Allgemeinheit der Menschen nutzloser gewesen ist, das der reichen Müßiggänger, oder das der Lumpenproletarier, die durch die bestehende Gesellschaftsordnung die Menschenwürde verloren haben.

An religiösen Sekten ist London ganz besonders reich. Schon die unzähligen, nicht immer sehr ansehnlichen Kirchen deuten darauf hin. Interessant sind nun die öffentlichen Versammlungen, welche von den Predigern dieser Sekten abgehalten werden. Im Hyde-Park beim Mabel-Arch-Eingang kann man, namentlich des Abends, eine ganze Anzahl von kleinen oder größeren Menschenansammlungen ganz nahe beieinander beobachten, in denen fanatische Redner meistens mit großem Pathos religiöse Probleme behandeln, häufig von Fragen und Zwischenrufen der Umstehenden unterbrochen. Das Ganze mutet recht jahrmarktsmäßig an und scheint gar nicht in die moderne Weltstadt hineinzupassen. Aber der Engländer bleibt ja auch bei anderem Humbug ernst und macht ihn mit. Auch politische Demonstrationen hat der Hyde-Park schon häufig gesehen.

Noch größer als der Hyde-Park ist der Regents-Park, der sowohl den mächtigen, hübsch angelegten und einen reichhaltigen Tierbestand aufweisenden zoologischen Garten als auch einen botanischen Garten in seinem ausgedehnten Gebiet beherbergt. Ganz im Norden Londons ragt in Hampstead-Heath der Parlaments-Hill aus dem Grün, eine Anhöhe, die einen überwältigenden Blick über das uferlose Häusermeer gestattet. In der Nähe, auf dem Friedhofe bei Highgate, befindet sich das Grab unseres Karl Marx.

Die ebenso riesigen wie wundervollen Parks und Gärten von Hampton Court, Kew und Richmond finden nicht leicht ihresgleichen. Man meidet dort die Fußwege und schreitet auf den gepflegten weichen Rasenteppichen. Würzige, azonreiche Luft erfrischt den von der Hitze ermatteten Körper. Ganz nahe vorbei fließt die von zahlreichen Booten belebte Themse. Und aus der Ferne klingt leise Musik. Ein warmer Sommertag in den Lungen Londons bleibt jedem unvergeßlich.

* * *

Das Londoner Elend.

Es gibt gewiß viel Elend und Not auf unserem ewig im Weltenraum herumwandelnden Planeten. Doch auch an falschem und echtem Glanz fehlt es nicht. Nirgends finden sich jedoch die Kontraste wohl greller und treten so prägnant in die Erscheinung, wie in London. In diesem steinernen Meer, dessen rastlos brandendes Wogen und Hasten den einzelnen zu verschlingen droht, das unendlich und grenzenlos scheint, wie das wirkliche Meer, ist alles ins Riesengroße gewachsen, auch der Reichtum wie die Armut, und beide wuchern unmittelbar nebeneinander.

Wer zum ersten Male den Boden Londons betritt, der empfindet das am tiefsten. Der Einheimische, dem schließlich alles zur Gewohnheit wird, stumpft ab und sieht das gar nicht mehr, was eigentlich jeden fühlenden Menschen mit unsagbarer Bitterkeit und glühendem Haß gegen die angeblich göttliche Ordnung erfüllen sollte. Wir kamen morgens um 8 Uhr in London an. Es war Montags. Um diese Zeit speien die Bahnhöfe der City ungeheure Menschenmassen aus, die aus den Vororten nach der inneren Stadt eilen, in der sich alle größeren Geschäftshäuser befinden. Auf den Trottoirs der nicht allzubreiten Straßen, in denen sich ein Laden an den anderen reiht, stehen die Mülleimer mit Abfällen und Speiseresten, die der Abholung harren. In diesen Mülleimern nun suchten zerlumpte und schmutzige Menschen, meist Frauen, herum und fischen aus dem Kehrichte und Unrat das nach ihrer Ansicht noch Genießbare heraus, um damit ihre Leiber zu füllen und sich vor dem Verhungern zu bewahren. Und elegante Millionäre, mit glitzernden Brillantringen an den Fingern, den unvermeidlichen Zylinder auf dem Kopfe, gehen an diesem namenlosen Elend gleichgültig vorüber. Wahrscheinlich besuchen sie fleißig die Kirchen, sind auf ihre Weise fromm, kennen auch das Bibelwort, daß der, der zwei Röcke hat, dem geben soll, der keinen hat, aber ein praktisches Christentum ist ihnen fremd. Auch die himmelschreiende Not, die Menschen zu Tieren macht, ist nach ihrer die eigene Tasche schützenden Auffassung eine von Gott gewollte Einrichtung, die zu ändern sie weder Neigung noch Verpflichtung in sich fühlen.

Ein anderes furchtbares Bild aus dem christlichen London. Der Abend hat seine Schatten ausgebreitet über dem unendlichen Häusermeer. Die glänzenden Läden in Oxfort-Street, Piccadilly-Street und Regent-Street sind geschlossen. Auf den Fußsteigen wogt die Menge, in der die elegant gekleidete Welt weit überwiegt. Die zahlreichen Theater erstrahlen im Lichtmeer der elektrischen Lampen. Da fällt unser Blick in die Eingänge verschiedener Geschäftshäuser, deren Türen verschlossen sind. Hier sitzen zusammengekauert zwei Frauen, die Köpfe gegeneinander gesenkt, und schlafen. Ihr Bett ist die kalte steinerne Schwelle im Hause des reichen Mannes. Und so verbringen sie jede Nacht ihr ganzes verpfuschtes Leben lang. Ein anderes Obdach, das sie schützt vor den Unbilden der Witterung haben sie nicht. Hundertfach, tausendfach wiederholt sich das. Und vorüber an den vom Glück und von der Lebensfreude Ausgestoßenen rauscht der Strom des üppigen Genusses.

Von den Obdachlosen des Hyde-Parks ist schon an anderer Stelle gesprochen worden. Sie vervollständigen nach die Illustrationen zur göttlichen Weltordnung.

* * *

Im Hause der Gemeinen.

Wer London im Sommer besucht, der würde eine große Unterlassungssünde begehen, wenn er nicht einige Stunden dem Houses of Parliament widmen wollte. Der imposante, im gothischen Stile errichtete Bau liegt direkt an der Themse. Seine Front nach dem Strom zu mißt mehr als 200 Meter. Mit seinen beiden kolossalen mehr als hundert Meter hohen Türmen und den zahlreichen kleinen Türmchen macht der Palast, an den die historisch sehr bedeutsame gothische Westminster-Hall angegliedert ist, einen sehr stattlichen Eindruck, besonders wenn man ihn von der nahen Westminster-Brücke sieht.

In diesem Houses of Parliament wird die britische Politik gemacht. Nicht der König, den man sich in England als Dekoration gern gefallen läßt, sondern die Mehrheitsparteien, welche die Regierung stellen, haben die Macht in Händen. Gegenwärtig sind bekanntlich die Liberalen mit Hilfe der Arbeiterpartei am Ruder. Wann sie wieder von den Konservativen abgelöst werden, ist eine Frage der Zeit. Sehr gering ist der parlamentarische Einfluß der englischen Arbeiter. So stark diese auch gewerkschaftlich organisiert sein mögen, politisch sind sie durchweg noch weit zurück. Nur so ist es auch erklärlich, daß in der Siebenmillionenstadt London mit ihrer starken Arbeiterbevölkerung nicht einmal ein täglich erscheinendes sozialdemokratisches Blatt existieren kann. Das Interesse der Arbeiter konzentriert sich fast ausschließlich auf den Sport. Und wenn dann die Jeitungsjungen durch die Straßen rennen und ihre bürgerlichen Blätter mit Geschrei feilbieten, dann sind es zum großen Teil Arbeiter, die sie kaufen und gruppenweise studieren und darüber diskutieren, welches Pferd oder welcher Fußballspieler „gesiegt“ hat. Wichtige politische Fragen sind denselben Leuten dagegen völlig gleichgültig. Würde die britische Arbeiterschaft nur selbst erkennen, welche Macht sie infolge ihrer Zahl darstellen kann, würde sie geschlossen um die Macht ringen, so dürften sich die Verhältnisse auf wirtschaft-